

**Blätter des Bundes der
Religiösen Sozialistinnen
und Sozialisten
Deutschlands e.V.**

2–3/11

August 2011 · 64. Jahrgang
Einzelverkauf 8,- €

85 Jahre BRSD

Margot Käßmann

Die Glückseligpreisungen I

Reinhard Gaede

Weltkrieg, Massenelend – Antwort des BRSD

Kundgebung des BRSD, Aug. 1926

Erwin Eckert (1893–1972)

Was wollen die religiösen Sozialisten? (1930)

Karlheinz Lipp

Der Friedenspfarrer Ernst Böhme

Heinz-Georg Ackermeier, Ludwig von Behren,

Winfried Eisenberg, Ulrike Jaeger, Dieter Stork

25 Jahre Tschernobyl – Gefahren von Atomanlagen

Erhard Eppler

Wer regiert die Welt?

Rezensionen

Bundesnachrichten

**CHRISTIN
CHRIST UND
SOZIALISTIN
SOZIALIST**

CUS

KREUZ UND ROSE



IMPRESSUM

**CuS. Christin und Sozialistin/
Christ und Sozialist. Kreuz und Rose.**
Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands, erscheint seit 1948.

Herausgeber:

Bund der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V., gegründet 1919/1926

Vorstand:

Michael Bschorr, Reinhard Gaede,
Norbert Voß, Bernd Zielmann

Redaktion:

Dr. Reinhard Gaede (v.i.S.d.P.)
Wiesestr. 65, D-32052 Herford
Tel. 0 52 21/34 25 56
cus@brsd.de, reinhard-gaede@gmx.de
Michael Bschorr

Redaktions-Beirat:

Friedrich W. Bargheer, Blomberg
Heiko Bluhm, Lauffen a.N.
Hartmut Futterlieb, Bad Hersfeld
Doris Gerlach, Herford
Fritz Hufendiek, Berlin
Elmar Klink, Bremen
Helmut Pfaff, Frankfurt
Norbert Voß, Rösrath
Wieland Zademach, Unkel
Bernd Zielmann, Hattingen

CuS/BRSD im Internet:

www.BRSD.de

Webmaster:

Darius Dunker, Aachen

Erscheinungsweise vierteljährlich

Abonnements:

Norbert Voß, Altvolberg 20,
51503 Rösrath, Tel. 0 22 05/79 37,
n.voss@redezeit.de

Preise:

Einzelheft € 6,-, Doppelnummer
€ 8,-, Jahresabonnement Inland:
€ 20,- pro Jahr, Ausland: Europa
€ 24,-, Welt € 28,50. Förder-
abonnement € 25,- oder mehr.
Kündigungen werden zum Jahresende
wirksam. Bitte überweisen Sie den
Betrag jeweils zum Jahresbeginn an
den BRSD e.V., KD-Bank, BLZ 350
601 90, Konto-Nr. 2 119 457 010
Internationale Überweisungen:
IBAN DE 15350601902119457010
BIC GENODED1DKD

Gestaltung & Layout:

Thomas Biedermann,
Kreativ-Schmie.de, Hamburg
www.kreativ-schmie.de

Druck:

Ordensgemeinschaft der Armen-
Brüder des heiligen Franziskus
Sozialwerke e.V., Beschäftigungshilfe

ISSN 0945-828-X

Christ und Sozialist / Christin und Sozialistin

INHALT

Editorial	1
Margot Käßmann	
Die Glückseligpreisungen, Matth. 5, 1–12, Teil I	3
Reinhard Gaede	
Weltkrieg, Massenelend und die Antwort des Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands	15
BRSD, III. Kongress, Aug. 1926	
Kundgebung	25
Erwin Eckert (1893–1972)	
Der Bund der religiösen Sozialisten, seine Grundsätze und Ziele, seine Organisation und seine Methoden	26
Karlheinz Lipp	
Der Thüringer Friedenspfarrer Ernst Böhme	34
Heinz-Georg Ackermeier	
Von der Verwüstung und Bewahrung der Schöpfung ..	39
Ludwig von Behren	
25 Jahre Tschernobyl – eine Kerze gegen das Vergessen	42
Ulrike Jaeger	
Aufgaben des Vereins Heim-statt-Tschernobyl	45
Winfried Eisenberg	
Langzeitfolgen von Tschernobyl und Gefahren von Atomanlagen im Normalbetrieb	47
Erhard Eppler	
Wer regiert die Welt?	58

Rezensionen

Wieland Zademach	
Die Christenheit vor der Gewaltfrage	64
Wieland Zademach	
Reich Gottes im Werden. Modell einer auftragsorientierten Gemeindeentwicklung	68

Bundesnachrichten

Jahrestagung BRSD	71
Norbert Voß	
33. Deutscher evangelischer Kirchentag in Dresden	71
Bilder und Fotos	72
Autorinnen und Autoren	73

Editorial

85 Jahre *Bund der Religiösen Sozialisten und Sozialistinnen Deutschlands (BRSD)* – das ist der Schwerpunkt dieses Heftes. Wir gedenken der Vereinigung der Gruppen, die nach dem Ersten Weltkrieg seit 1919 wirkten und sich 1924 zur Arbeitsgemeinschaft, 1926 dann zum Bund vereinigten. Vom 1.–5. August kamen die Vertreter der meisten Landesverbände im Pfarrhaus von Erwin Eckert in Meersburg am Bodensee zusammen, um über „die wichtigsten praktischen und theoretischen Fragen miteinander zu beraten“.

Die Kundgebung des dritten Kongresses bei der zweiten *Meersburger Tagung* ist in heutiger gebräuchlicher Schriftart wiedergegeben. Sie enthält zuerst das Bekenntnis zum Sozialismus: Als religiöse Menschen bei den Armen stehen und für deren Rechte eintreten, zusammen mit „dem arbeitenden Volk, seinen Parteien und seinen freien Gewerkschaften“ und zugleich den Ruf zur Erneuerung der Kirche: Parteinahme für die Armen, „Gerechtigkeit unter den Menschen, Friede auf Erden und allen Volksgenossen Freude und volles Genüge“. Die Losung des neuen Bundes lautete: „Durch das Evangelium zum Sozialismus! Durch den Sozialismus zum Evangelium!“



V.l.: Helmut Pfaff, Friedrich Wilhelm Bargheer, Reinhard Gaede, Michael Bschorr, Elmar Klink, Fritz Hufendiek, Wieland Zademach

Leider ist das Organ der religiösen Sozialisten „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“, 1930–1933 mit dem Obertitel „Der Religiöse Sozialist“, 1929 mit einer Auflage von 14.300, heute nur noch kaum zugänglich. Dr. Friedrich-Martin Balzer danken wir besonders herzlich, dass er eine bisher noch nicht veröffentlichte Rundfunkrede von Erwin Eckert aus seinem Privataarchiv für CuS zur Verfügung gestellt hat. Die Rede gibt ausführlich Auskunft über Ziele und Organisation der Bewegung, widmet sich traditionellen Informationssperren und Vorurteilen, Hindernissen und Chancen der Bewegung. Sie zitiert die Mannheimer Richtlinien von 1928. Sie verlangt eine Neuorientierung der Kirchen: Ihre Trennung vom Staat, Anklägerin der kapitalistischen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung sollte sie werden, das öffentliche Gewissen schärfen, Hilfen des Staates für die Armen und Elenden einfordern. Gegenüber den Sozialisten soll der Nachweis erbracht werden, „dass man auch als Sozialist ein gläubiger Christ sein kann“. Mein Beitrag über „Weltkrieg, Massenelend und die Antwort des religiösen Sozialismus“ soll die Dokumente in ihrer Zeit im Interesse gegenwärtiger Fragen würdigen. Durch die Erinnerung an den BRSD in der Weimarer Zeit werden prophetische Stimmen der Vergessenheit entrissen. Sie ermöglichen den Bewegungen für Demokratie, soziale Gerechtigkeit und Frieden die Kontinuität mit frühen Ansätzen, die durch Restauration, Faschismus und Krieg unterbrochen waren. Die Würdigung vergessener Gegen- und Unterströmungen macht hellsichtig für die Fragen des Lebens und Überlebens, die hinter

politischen Entscheidungen liegen. Der Nachwelt soll ein Beispiel gegeben werden, wie Religiöser Sozialismus zu bewahren und fortzuschreiben ist: Prophetischer Kampf gegen die Dämonisierung des sozialen Lebens, geduldige Arbeit für eine Wirtschaft im Dienst des menschlichen Lebens und Humanisierung der Gesellschaft, Zeugnis für das kommende Reich Gottes, in dem „Gerechtigkeit und Friede sich küssen“. Zum historischen Teil gehört auch der Artikel von *Karlheinz Lipp* über den „Friedenspfarrer“ *Ernst Böhme*. Zwischen 1894 und 1920 hat dieser Pfarrer für Abrüstung, ein Internationales Schiedsgericht und einen Friedenssonntag geworben. Zusammen mit *Friedrich Siegmund Schultze* begann er mit der Arbeit des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen, gehört also zu den Initiatoren der *Ökumenischen Bewegung*.

Mit einer Bibelarbeit von *Margot Käßmann* auf dem Kirchentag in Dresden über die „Glückseligkeitspreisungen“ beginnt das Heft. Kein besserer Anfang wäre zu finden. Denn das Nachdenken über die Bergpredigt, „die Magna Charta des Reiches Gottes, die Revolution der Moral, die Revolution der Religion“ über den „Sturz der Götzen“ (Leonhard Ragaz 1945), stand am Anfang der Bewegung. Wegen der Gründlichkeit ihrer umfangreichen Besinnung, verbunden mit gegenwärtigen Erfahrungen und Analysen, kann jetzt nur der erste Teil der Bibelarbeit wiedergegeben werden. Der zweite Teil soll im nächsten Heft folgen.

Die Beiträge von *Heinz-Georg Ackermeier*, *Ludwig von Behren*, *Ulrike Jaeger* und *Winfried Eisenberg* stehen im Zusammenhang des Gedenkens „25 Jahre Tschernobyl“. Vom 3.–8. April 2011 wurde im Kreishaus Herford die Ausstellung „25 Jahre Tschernobyl – Menschen – Orte – Solidarität“ des Internationalen Bildungs- und Begegnungswerks (IBB) Dortmund/Kiew gezeigt. Die Ev.-Luth. Gemeinde Herford-Mitte nahm durch einen Gottesdienst an dem Gedenken teil, bei dem H.-G. Ackermeier die Predigt und Ludwig von Behren die Liturgie leiteten. Ulrike Jaeger berichtete im Kreishaus über das Wirken des Vereins „Heim-statt-Tschernobyl“ in Weißrussland im Sinne ökumenischer Diakonie und Versöhnung nach zwei Weltkriegen. In NW 1/2006 – CuS 1/2006 war bereits ein Artikel von ihr „Versöhnungsarbeit in Weißrussland“ und in CuS 1/2008 ein Artikel Dietrich von Bodelschwings „Bauen, Fördern, Versöhnen“ erschienen. Die Rede Winfried Eisenbergs im Kreishaus setzt seinen Artikel über den Nuklearkreislauf in CuS 1/2011 fort. Damals kam der Artikel zeitgleich mit Demonstrationen gegen die Verlängerung der Laufzeiten von Atomkraftwerken durch die schwarz-gelbe Regierung. Unter dem Eindruck der Reaktor-Katastrophe von Fukushima/Japan im Zusammenhang mit dem Erdbeben und dem folgenden Tsunami vom 11. März 2011 ist die Regierung dem Willen der Mehrheit im Land gefolgt und hat den stufenweisen Ausstieg bis 2022 beschlossen, andernfalls hätte der Verlust der Macht schon bald gedroht. Ein Wort der Entschuldigung für frühere Irrtümer war nicht zu hören. Winfried Eisenberg zeigt: „Tschernobyl wütet im Erbgut.“ Gefahren für die Gesundheit gehen auch von gegenwärtigen Reaktoren aus. Bei dem Lied Atomkraft „Nein danke“ hat *Renate Bartmann* die Melodie geschrieben. *Dieter Storks* Text ist schon 1982 in seinen Paxpapier Gedanken erschienen.

Erhard Epplers Vortrag auf dem Kirchentag in Dresden ist recht geeignet, die Schäden der „marktradikalen Welle über den ganzen Erdball“, einer „Heilslehre“, die sich als Wissenschaft geriert, zu entlarven. Auf die Spaltung der Gesellschaft folgt der Zerfall des Staates. In CuS 2–3/2007 konnten wir seinen Artikel „Der Staat – zwischen

Vergottung und Verspottung“ lesen. Er sieht die Notwendigkeit eines ökologischen Umbaus der Wirtschaft und die Verpflichtung, eine solidarische Gesellschaft zu schaffen – in Erinnerung an das „Gesetz Christi“. *Wieland Zadernach* plädiert in seiner Rezension dafür, dass sich die Kirche „endlich wieder mit ihrem Auftrag“ beschäftigt, statt nur mit Organisationsfragen. Gemeindeentwicklung soll „zeichenhafte Gestaltwerdung des Reiches Gottes“ sein. Seine andere Rezension des Buches von Jean Laserre widmet sich einer Perle der Friedens-Literatur.

Noch eine Korrektur zu CuS 1/2011, S. 39. In der Biographie *Ingrid Huftnagel*, letzte Zeile, ergänze die Worte: (Refe)rate über Paar-Biographien. Pardon für den Fehler, Typ „Textüberlauf“, im Korrektur-Verfahren!

Mit Wünschen für schöne Sommertage
Euer/Ihr

Reinhard Gaede

Reinhard Gaede

Die Glückseligpreisungen Matth. 5, 1–12*, Teil I

Von Margot Käßmann

Was ist Glück? Und wie werde ich glücklich? Glück ist an der Tagesordnung. Bei Radio Paradiso kann der Berliner jeden Morgen „Glückscomedy mit Dr. Eckart von Hirschhausen hören. Francois Lelord, „Hectors Reise oder die Suche nach dem Glück“ (München 2004) verkaufte sich eben so gut wie Monika Marons Roman „Ach, Glück“, der die Suche der älter werden Generation nach erfülltem Leben beschreibt. Und als ich in den USA bei einer Veranstaltung war, wurde der Dalai Lama als der „happiest religious leader of the world“ begrüßt und sagte auf die Frage, was das Ziel des Lebens sei: „Glück“. Das zeigt: Glück ist ein hochaktuelles Thema – und verkauft sich bisweilen besser als die Bibel. Dabei ist auch sie ein wahrer Glücksratgeber. Ihr geht es allerdings um mehr als Glück: Um Glückselig-

keit. Die Bergpredigt, unser Bibelarbeitstext für heute Morgen, ist der Glücks-Text der Bibel. Lassen Sie uns also zunächst einmal den Kontext anschauen, dann auf die neuen Seligpreisungen einzeln eingehen und abschließend schauen, was das für uns heute bedeutet. Ich lege die Übersetzung für den Kirchentag zugrunde ...

1. „Als Jesus die Menschenmengen sah, stieg er auf den Berg. Er setzte sich, und seine Jüngerinnen und Jünger kamen zu ihm. Er tat seinen Mund auf, lehrte sie und sprach“: (5,1f.)

Eine schöne Szene, die Ruhe ausstrahlt. Ein Berg, alle Versammelten sind etwas abgehoben vom Alltag der Ebene also. Jesus setzt sich. Diejenigen, die so wichtig finden, was er sagt und tut, die Hoffnung in ihn setzen, sie scharen sich um ihn. Und er hält – so der Evangelist Matthäus (Mt) – eine seiner ersten öffentlichen Reden. Ein wenig erinnert die Szene an Moses auf

dem Berg Horeb, und das ist gewollt. Jesus erläutert die Regeln des Reiches Gottes, wie Mose die Zehn Gebote als Weisung erhält. Die Anerkennung der Tora steht nicht in Frage, das wird hier deutlich. Auch die sitzende Haltung in Anlehnung an Schriftgelehrte und Pharisäer, so Peter Fiedler in seinem Kommentar, unterstreicht die Autorität Jesu und zeigt: „Die hier beginnende Lehre Jesu auf dem Gottesberg, die an der Tora orientierte Lehre, also Tora-Auslegung für die Gemeinde des Mt ist, kann trotz der Polemik des Mt nicht in Gegensatz zur pharisäisch-schrift-gelehrten Tora-Auslegung gebracht werden. Vielmehr sind sie in einer Weise aufeinander bezogen, die durch die Auslegung geklärt werden muss.“¹ Mir erscheint das wichtig: Die Seligpreisungen sind nicht vollkommen neue Lehre, ein Absetzen Jesu von der Tradition seines eigenen, jüdischen Glaubens. Nein, er nimmt darauf Bezug und setzt seinen ganz eigenen, neuen Akzent.

So, wie sie überliefert wurde, sind die Seligpreisungen einer der schönsten Texte der Bibel! Wir haben vor uns eine sehr bewusst konzipierte Rede des Matthäusevangeliums, das ungefähr in den Jahren 80–90 entstanden ist. Exegetinnen und Exegeten sind aber überzeugt, dass sie sich zum großen Teil auf Worte Jesu selbst zurück beziehen. Darauf verweist auch das Lukas-evangelium, das die so genannte „Feldrede“, Kapitel 6,17–49, mit Seligpreisungen beginnen lässt – allerdings nicht in einer so durchkomponierten Form. Bei Matthäus sind die Seligpreisungen Auftakt der Bergpredigt, die über das Vaterunser bis zu den Gerichtsworten geradezu programmatisch beschreibt, was die Botschaft Jesu ist. Als der Gesalbte, als Messias, verkündet er den Armen Gerechtigkeit, wie es der Prophet Jesaja angekündigt hat. Etwa Jesaja 11,4, wo es über den, auf dem der „Geist

des Herrn ruht“, heißt: er „wird mit Gerechtigkeit richten die Armen und rechtes Urteil sprechen den Elenden im Lande, und er wird mit dem Stabe seines Mundes den Gewalttätigen schlagen.“ Oder denken wir an Jesaja 61,1: „Der Geist Gottes des Herrn ist auf mir, weil der Herr mich gesalbt hat. ER hat mich gesandt, den Elenden gute Botschaft zu bringen, die zerbrochenen Herzen zu verbinden, zu verkündigen den Gefangenen die Freiheit, den Gebundenen, dass sie frei und ledig sein sollen ...“ Um einen neuen Bund geht es, in dem die kommende Gerechtigkeit Gottes Maßstab ist für das Verhalten der Kinder Gottes in ihrer Zeit und Welt.

Zwei Begriffe stehen dabei im Zentrum: selig bzw. glücklich oder auch glückselig sein und das Reich Gottes.

Der griechische Begriff „makarios“ ist schwer zu übersetzen. Ich denke, die Übersetzung für diesen Kirchentag hat mit „glückselig“ einen guten Ansatz gefunden. „Makarios“ hatte für die Hörerinnen und Hörer Jesu nicht einen Glücksbegriff im Zentrum, wie wir ihn heute in banaler Form kennen: „Don't worry, be happy!“ Eine etwas oberflächliche Lebensform. „Makarios“ waren in griechischer Literatur nur Götter, später auch reiche Menschen, denen es so gut ging wie Göttern. Christine Gerber² schreibt: „Die mit „makarios“ beginnenden Sätze haben eine den damaligen Hörern und Leserinnen vertraute Form. Solche so genannten Makarismen folgten derselben Struktur: Am Anfang steht pointiert das Wort „glückselig“, dann eine Beschreibung der Menschen, die so sind, dann oft eine Begründung.“³ So werden Menschen gepriesen, denen es überdurchschnittlich gut geht – bei Homer etwa auch ein Mann, der eine gute Frau hat (Odyssee 24,192f.). Oder Psalm 1: „Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen ... der

ist wie ein Baum gepflanzt an den Wasserbächen ... und was er macht gerät wohl.“

In der Komödie „Happy-Go-Lucky“ von Mike Leigh, zu deutsch: „unbeschwert, sorglos“, die im dem Jahr 2008 in den Kinos lief, erzählt von der Grundschullehrerin Pauline, die geradezu unverwundlich glücklich ist. Es gibt viel zu lachen, wenn sie sich weder von einem griesgrämigen Fahrlehrer, noch von ihrer Schwester, noch von anderen Hindernissen, in ihrer Fröhlichkeit einschränken lässt. Und doch: Was ist die Ursache solcher Lebenshaltung? Die Gene? Die Einstellung? Was macht einen Menschen glücklich? Wie beschreiben wir eine glückliche Lebensform? Erfüllung, Geld, Liebe, Partnerschaft, Glaube, Kinder? Halten wir einen Moment inne. Wann waren Sie das letzte Mal glücklich? Richtig glücklich, selig, mit diesem warmen Gefühl: Es ist wunderbar jetzt, dieser Augenblick, diese Situation, ich bin mit meinem Leben, meinen Lieben, meinem Glauben in absolutem Einklang. Ein Gefühl der Glückseligkeit meine ich, wie es Hanns Dieter Hüsch beschrieben hat:

„Ich bin vergnügt, erlöst, befreit,
Gott nahm in seine Hände meine Zeit:
mein Fühlen, Denken, Hören, Sagen,
mein Triumphieren und Verzagen,
das Elend und die Zärtlichkeit.“

Es geht nicht um unablässiges Lächeln, sondern um ein Leben in Fülle. Ein Leben, in dem ich auch meine Schwächen, meine Ängste, mein Versagen integrieren kann und trotzdem nicht meine, ich sei gescheitert. Ein Leben, das hinsehen kann auf die Herausforderungen unserer Zeit, die Zerstörung, die Gewalt, das Leid und dennoch nicht sagt, dies sei keine Welt, in die Kinder geboren werden sollten. Es gilt, eine innere Balance und Zufriedenheit zu gewinnen, sich auch angesichts von Problemen im Einklang zu finden mit dem eigenen Leben.

Und gleichzeitig geht es darum, sich nicht einschläfern zu lassen, sondern aufzugehen gegen Unrecht und Gewalt. Es gibt Tage, da entsteht das tiefe innere Gefühl einer solchen Balance. Zumindest für den Moment ist alles gut und im Einklang. Solche Situationen sind rar im Leben. Allzu oft rennen wir an diesem Gefühl vorbei, uns fehlt die Zeit, sie wahrzunehmen. Aber wenn sie dann da ist, die große Liebe, der besondere Moment, der Durchbruch oder Erfolg, auf den wir gehofft haben, wenn unser Engagement Früchte bringt, dann scheint es, als stehe die Welt einen Augenblick lang still. Und dann sind wir glücklich. Tiefe Momente im Leben sind das, die wir selten vergessen. Der Theologe und Philosoph Thomas von Aquin (1225–1274) sagte: „Ultimus finis hominum est beatitudo, das letzte Ziel des Menschen ist das Glück“ – sind wir da wieder ganz nahe am Buddhismus und der Aussage des Dalai Lama? Das werden wir uns gleich bei den einzelnen Seligpreisungen näher anschauen. Sie sehen Glück oder auch Glückseligkeit nämlich nicht als individuelle Lebenserfüllung, sondern darin, Teil einer Gemeinschaft oder auch eines Gemeinwesens, des Volkes Gottes zu sein.

Der andere zentrale Begriff in den Seligpreisungen ist die „*basileia tou theou*“, das Reich Gottes oder auch das Himmelreich. Sie ist eine Hoffnung auf die Zukunft, wie viele der Seligpreisungen ja auch Verheißungen auf Zukunft hin sind: Sie werden getröstet werden, sie werden Gott schauen. Aber interessant ist ja gerade die Spannung, die Jesus dadurch erzeugt, dass er davon spricht, wie die zukünftige Welt Gottes das Diesseits verändert. Weil wir die Welt im Licht von Gottes Himmelreich sehen, haben wir eine neue Perspektive. Es ist ein tiefes Missverständnis, das als Vertröstung auf ein vermeintlich besseres Jenseits

zu sehen. Das gibt die notwendige Widerstandskraft, gegen ungerechte Verhältnisse, Gewalt und Zerstörung mitten in dieser Welt anzutreten. Die Hoffnung auf das Reich Gottes ermutigt, das Reich der Welt in Frage zu stellen.



Die Bergpredigt wird abgeschlossen durch Jesu Gleichnis vom Hausbau (Mt 7, 24–28). Für das Leben sind Jesu Worte der feste Felsen- grund. Wer darauf baut, findet sogar in einer der Sintflut ähnlichen Katastrophe Halt. Als wahrhaft Weiser findet er Zugang zum Reich Gottes. Sich dagegen entscheiden, heißt, auf Sand bauen und zu Fall kommen. Dies stellt die Batik von Rosemarie Müller dar.

Schauen wir uns nun die acht Seligpreisungen im Einzelnen an.

2. „Glückselig sind die bis ins Innerste Armen, denn ihnen gehört die gerechte Welt Gottes.“ (5,3)

Dieser Vers wird oft reduziert auf in irgendeiner Weise „geistig Minderbemittelte“, so Christine Gerber⁴ Die Kirchentagsüber- setzung räumt mit dieser Einschränkung auf. Es geht um materiell Arme, Menschen, die arm sind, weil sie am Leben verzweifeln, alle also, die in irgendeiner Weise arm sind. Armut ist seit biblischen Zeiten eine Geißel der Menschheit. Nie aber waren so viele Menschen arm wie heute!

Die Statistik der Welthungerhilfe (2010) sagt:

- Weltweit hungern etwa 925 Millionen Menschen. (FAO, September 2010)
- In 29 Ländern ist die Hungersituation für die Menschen sehr ernst oder gravierend – also in beinahe jedem 6. Land der Welt (Welthunger-Index. (WHI) 2010)
- Zwei Drittel der weltweit an Hunger leidenden Menschen leben in nur sieben Ländern: Bangladesh, China, DR Kongo, Äthiopien, Indien, Indonesien und Pakistan. (FAO, September 2010)
- In Entwicklungsländern sind 195 Mio. Kinder unter fünf Jahren zu klein für ihr Alter und damit unterentwickelt. (WHI 2010)
- Über 90 Prozent der unterentwickelten Kinder leben in Afrika. (WHI 2010)
- 129 Mio. Kinder in Entwicklungsländern sind untergewichtig. (WHI 2010)
- 42 Prozent der untergewichtigen Kinder weltweit leben in Indien. (WHI 2010)
- Jährlich sterben etwa 2,2 Mio. Kinder weltweit an den Folgen von Mangel- und Unterernährung – das sind 6.027 Kinder täglich. (WHI 2010)

Diese Zahlen tun weh, erschüttern, ver- stören. Weil hinter jeder Zahl ein Schicksal steckt, ein Leben, Hoffnung, Elend, Zer- störung. Was eigentlich, wenn täglich 6027 Westeuropäer an Hunger sterben würden? Wie alarmiert wären wir, wenn wir es schon sind bei 10 Toten durch das EHEC

Virus? Kann es sein, dass Sterben an Armut in den Ländern des Südens schlicht uninteressanter ist als Sterben in reichen westlichen Industrie-Nationen? Wo ist denn da die „gerechte Welt Gottes?“

Die Unternehmerin Tina Voss schreibt zu diesem Vers: „Armut hat viele Gesichter in der Welt. Es fällt mir schwer zu entscheiden, ob die Armut in Hannover schlimmer ist als die Armut in den Entwicklungsländern der Welt ...“⁵

Ja, Tina Voß hat Recht, das lässt sich nicht vergleichen. Ein Kind, das auf einer Müllhalde auf den Philippinen geboren wird, ist anders arm als ein Kind in einer Familie, die auf Hartz IV angewiesen ist. Aber arm sind sie beide! Weil sie sich nicht beteiligen können an der Gesellschaft, keine Bildungschancen haben, gesundheitlich benachteiligt sind. Ihre Entfaltungsmöglichkeiten sind eingeschränkt. Aber Kinderarmut ist nicht interessant, politisch hat sie kein Gewicht, ökonomisch ist sie irrelevant. Dafür kann ich einen Beleg aus persönlicher Erfahrung liefern. Am 1.1.10 habe ich in der Frauenkirche in Dresden eine Predigt gehalten, die vom Fernsehen übertragen wurde. (in: CuS 1/2010, R.G.) Gegenüber dem banalen Spruch „Alles wird gut!“ habe ich an drei Punkten erklärt: „Nichts ist gut!“ Das betraf die Klimakatastrophe, den Bundeswehr-Einsatz in Afghanistan und Kinderarmut in Deutschland. Während der Satz „Nichts ist gut in Afghanistan“ mir um die Ohren geschleudert wurde, zu politischen Anfragen führte und zu großer Aufmerksamkeit sowie heftigen Auseinandersetzungen, hat offensichtlich niemanden der darauf folgende Absatz interessiert: „Nein, es ist nicht alles gut, wenn so viele Kinder arm sind im eigenen Land.“ Diese Kinderarmut versteckt sich oft ganz still im Hintergrund. Da erzählt mir eine Mutter, dass die Klasse ihres 15-jährigen Sohnes ei-

nen Auslandsaufenthalt geplant habe. Sie konnte das erforderliche Geld nicht aufbringen. Die Klasse wollte ihn unbedingt dabeihaben, und gemeinsam haben sie das notwendige Geld aufgetrieben. Aber der Sohn wollte nicht mitfahren, weil er sich zu sehr geschämt hat, dass andere für ihn bezahlen. Selbst als der Lehrer anrief, ließ sich ihr Sohn nicht umstimmen. Er blieb als Einziger zuhause.

Es ist doch merkwürdig. Diese Passage hat niemand zitiert, obwohl die Predigt für soviel Aufmerksamkeit und Kritik sorgte. Sie erschien offenbar niemandem als Provokation, da das Thema „Kinder-Armut“ ganz offensichtlich keine Relevanz und keine Lobby hat. Da handelt es sich meines Erachtens um eine tiefe Fehleinschätzung. Natürlich ist der Afghanistan-Einsatz eine eminent kritische Frage. Aber Kinderarmut ist ebenso relevant und zwar in sozialer, politischer und ökonomischer Dimension! Oder ist da doch schlicht und einfach die Arroganz gegenüber der Armut? Die Armen sind selbst schuld? Gern wird über sie gelacht, wenn sie sich als Prekariat im Fernsehen selbst lächerlich machen. Man empört sich, weil sie angeblich Schmarotzer sind. Willkommen sind sie nicht in unserer Gesellschaft, wenn sie aus Afrika kommen und Zuflucht, Zukunft, Heimat suchen. Manches Mal sind sie Objekte unserer Hilfe, aber selten Subjekte der Begegnung. Das ist auch in der Theologie so: Die Armen oder auch geistlich Armen werden selten als Subjekte angesehen, sondern mit einer Überheblichkeit nach dem Motto: Gottes Wille und die Aussagen der Bergpredigt kann nur verstehen, wer studiert hat und reflektieren kann. Es geht nicht um Wissen und um Reflektiertheit, sondern es geht darum, das vom Evangelium zu leben, was man verstanden hat, hat Frère Roger Schutz einmal so schön gesagt.

Oder ich denke an das Evangelium der Bauern von Solentiname, in dem Ernesto Cardenal wiedergibt, wie Bauern in Nicaragua die biblischen Geschichten verstehen, und ganz neue Einsichten zeigt, die eine enorme Horizont-Erweiterung darstellen und auf die wohl kaum ein Exeget am Schreibtisch gekommen wäre. Akademische Theologen sind versucht, die Nase über so einfache Erklärungen und Auslegungen der Bibel zu rümpfen und bezichtigen sie der „prä-reflektiven Unmittelbarkeit“. Dabei vergessen sie: Gerade den „bis ins Innerste Armen“ gehört die gerechte Welt Gottes. Eine schöne Übersetzung. Ja, das wird vollendet erst in Zukunft so sein. Aber sie ist eine Herausforderung für all das Unrecht unserer Welt hier und jetzt. Wir können die gerechte Welt Gottes nicht denken, ohne uns über das Unrecht in unserer Welt zu empören. Die gerechte Welt Gottes zeichnet Jesus schon vor – und sie wird wie seit 2000 Jahren auch in Zukunft eine Herausforderung sein, Unrecht anzuprangern.

3. „Glücklich sind die Trauernden, denn sie werden getröstet werden.“ (5,4)

„Sie ist einfach untröstlich“, sagt mir die Tochter über ihre Mutter, deren Mann ich vor einigen Monaten beerdigt habe. Sie findet keinen Trost über diesen Tod, diesen Verlust. Allein fühlt sie sich, verlassen. Und niemand ist da, der sie aufrichten kann. Sie findet nicht heraus aus der Spirale von Unglück, Angst, Verlassensein. Trostlos ist ihr Leben geworden. Traurig, grau, ohne Ziel, ohne Farben, ohne Glück. Wer trostlos ist, befindet sich im Abseits des pulsierenden Lebens. Er gehört nicht dazu. Sie ist kein Zentrum der Kommunikation. Ohne Trost sein, das ist fast nicht ganz bei Trost sein. Es macht zum Außenseiter. Du wirst zur „schwierigen“ Person.

Trost ist bei alledem ein sehr schönes Wort, finde ich. Wie wunderbar ist es, ge-

tröstet zu werden. „Ich will euch trösten, wie einen seine Mutter tröstet“, heißt es beim Propheten Jesaja (66,13). Was für ein bewegendes Gottesbild! Gott als tröstende Mutter. Gott nimmt mich in die Arme mit all meinem Kummer, meiner Einsamkeit, mit all meiner Verzweiflung und mit all meinen Fragen. Ich darf weinen um meine Verluste, kann schluchzen, erzählen, meinem Jammer freien Lauf lassen. Und werde nicht verurteilt, nicht beurteilt, muss mich nicht zusammen reißen, sondern darf einfach jetzt so sein. Jeder Mensch auf der Welt wird begreifen, was das heißt. Auf diese Weise getröstet zu werden, das bleibt wohl eine lebenslange Sehnsucht. So wie die Mutter, die das Kind in den Arm nimmt, das sich die Knie aufgeschlagen hat. Wie der Vater die Tochter tröstet, wenn die Schulklausur daneben gegangen ist. Wie die Mutter, die dich in den Arm nimmt beim ersten Liebeskummer. „Komm erst einmal her und lass dich trösten.“ Das heißt auch, ich muss nicht gleich Lösungen finden, es ist jetzt nur Zeit für Trost. Das Kind weiß, es ist angenommen, gehalten, mit allen Fehlern und aller Verletzung. Danach sehnen wir uns auch als Erwachsene. Dass uns jemand hält und trägt. Und doch erleben wir so oft Enttäuschungen. Je älter Menschen werden, desto weniger wagen sie es wohl, solchen Trost zu erbitten, zu erhoffen, sich einfach fraglos fallen zu lassen. Da ist dann eher Selbstkontrolle angesagt. Oder die Attitüde von: Ich schaff das schon! Wer Trost braucht, zeigt Schwäche.

Manchmal wissen wir nicht, wie trösten. Denn Trauer geht tief. Sie braucht Zeit und Raum und Geduld. Trösten zu können, ist ja eine Position der Kraft, der Stärke. Es ist schön, trösten zu können, auch weil ich weiß, jemand vertraut sich mir so ganz und gar an. Wer des Trostes bedürftig ist,

befindet sich immer in einer ungeschützten Lebenslage. Es sind die großen Verletzungen der enttäuschten Liebe, der verlorenen Lebenschance, der ungetrockneten Tränen, der Krankheit, die uns einsam machen. Es gibt die gebrochenen Herzen, die zerbrochenen Träume, die verlorenen Hoffnungen, die unerfüllten Pläne in jedem Leben. Gebrochen. Zerbrochen. Das ruft die tiefe Sehnsucht nach Trost in uns wach.

Was aber das menschliche Auge als Sackgasse oder Scheitern sieht, kann das Auge des Glaubens als Lebenstiefe erkennen. Die Welt ist eben kein perfekter Ort, und Menschen sind nicht fehlerfrei. Das Leben ist nicht makellos. Genau da tröstet uns Gott: Dein Leben macht Sinn, auch wo du mit Angst und Verlust kämpfen musst. Das führt übrigens in der Konsequenz gerade nicht zu einer Art Weltflucht. Es ist keine Vertröstung auf ein besseres Jenseits, um Ungerechtigkeiten der Welt zu rechtfertigen. Sondern es bringt eine radikale Freiheit im Gepäck, sich einzumischen in die Welt. Klar einzutreten für Gerechtigkeit schon in dieser Welt, weil nur so eine Spur von Gottes zukünftiger Welt gelegt wird. Weil die Todesangst überwunden ist, entsteht eine radikale Freude am Leben, die dafür streitet, dass Menschen das Leben in Fülle haben. Alle Menschen, nicht nur eine Elite der Menschheit. Glaube kann trösten. Nein, nicht vertrösten auf ein vermeintlich besseres Jenseits. So wird Glaube oft dargestellt. Als ein Notnagel für Menschen mit Furcht vor dem Tod. Ein „Opium des Volkes“ sozusagen, mit dem Menschen sich selbst betäuben, um die Welt besser ertragen zu können. Getrost sein. Das hört sich nach einer wunderbaren Lebenshaltung an. Wahrscheinlich ist es eine Glaubenshaltung. Getrost. Ich bin ganz bei Trost. Und getrost. Getröstet und ermutigt. Vielleicht lässt sich über Trost gar nicht schreiben oder reden.

Vielleicht lässt sich Trost nur erfahren, erspüren, erdichten, er-singen. Trost ist ein Vorgang, ein Beziehungsgeschehen zwischen Menschen, zwischen Mensch und Gott. Gerade, wenn unsere Flügel gebrochen sind, wir „on broken wings“, mit gebrochenen Flügeln leben müssen, sind wir ja dünnhäutig, anfällig für Kritik, wissen nicht, wie es weiter gehen soll. Wir haben das tiefe Bedürfnis nach Nähe und Gehaltensein, danach, uns anvertrauen zu können. Eine Schulter zum Anlehnen suchen wir, einen Platz, an dem wir Zuflucht finden können. Ohne Fragen, ohne Problemgespräche, eine Situation des Angenommenseins. Ein Ohr, das zuhört. Jemand, der annimmt, ohne zu urteilen. Einen Raum ohne Lösungsvorschläge. Trost ist eine Erfahrung frei von allen Wegweisungen. Es geht darum, angenommen zu sein; schlicht in den Arm genommen werden will ein Mensch, der Trost sucht.

Friedrich Spee hat das in einem meiner liebsten Weihnachtslieder wunderbar gedichtet. Er lebte 1591–1635. Er erfuhr unendlich viel Not: den Dreißigjährigen Krieg, die Pest, Hexenverbrennungen. Gerade die als Hexen verurteilten Frauen, die er auf ihrem Weg zum Scheiterhaufen begleitet, rühren ihn, den jungen Jesuitenpater, zutiefst an, es ist eine furchtbare Erfahrung für ihn. In den Verbrennungen sieht er Finsternis und Jammertal, aber nicht Gottesurteile oder gar Recht. Gott ist für ihn nicht der Vollstrecker menschlicher Wahnvorstellungen. Um Hoffnung und Trost geht es ihm: „O Heiland reiß die Himmel auf“, dichtet er in Anlehnung an Jesaja 45,8. Das ist ein Schrei nach Trost.

„Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt,
Darauf sie all' ihr' Hoffnung stellt?

O komm, ach komm vom höchsten Saal,
Komm tröst uns hie im Jammertal.“

Wo bleibst du, Trost der ganzen Welt?

Spees Frage ist oft auch unsere Frage. Wie kann so viel Trostlosigkeit in dieser Welt existieren? Vielleicht müssen wir diese Frage so stehen lassen. Den gebrochenen Flügel akzeptieren als Teil des Lebens. Die Sehnsucht nach Trost mag uns umtreiben, selbst andere Menschen zu trösten. Wir können uns dafür öffnen, dass wir selbst Tröstende sind. Offen hinschauen, wo andere mit ihrem Kummer kämpfen. Und immer wieder darauf zu hoffen, dass wir getröstet werden. Dazu gehört auch der Mut, sich anzuvertrauen und zu öffnen. Vielleicht ist da jemand, der uns gern trösten würde, aber wir sind gar nicht offen dafür. Trost bedeutet nicht das Ende von Leid. Aber es meint eine Erfahrung, dass ich mit meinem Leid aufgenommen und umarmt werde. Von anderen Menschen. Und von Gott. Schon jetzt und erst recht in Gottes Zukunft.

4. „Glückselig sind, die Mut zur Gewaltlosigkeit zeigen, denn sie werden das Land erben.“ (5,5)

Im vergangenen Jahr nahm ich an einer Friedenskonferenz von Frauen in den USA teil. Zu Beginn wurde ein Film gezeigt: „Pray the devil back to hell – Bete den Teufel in die Hölle zurück“. Der Film hat mich schockiert und begeistert zugleich. Er erzählt vom Bürgerkrieg in Liberia. Die Brutalität der marodierenden Banden, bewaffnet mit Gewehren und Macheten, wird auf bedrückende Weise deutlich. Sie lachen laut, diese Jungen, während sie einen Mann hinknien lassen und ihm den Kopf abhauen. Eine Frau schildert weinend, wie sie mit einem Messer am Hals zusehen musste, wie auf der einen Seite ihr Mann erstochen, auf der anderen ihre 12jährige Tochter brutal vergewaltigt wurde. Sie hat monatelang kein Wort sprechen können nach diesem Erleben, diesem Überleben. Ich fand in der Tat, der Teufel war sichtbar in diesen

Bildern. Angst und Schrecken auf der einen und die Lust am Bösen auf der anderen Seite, ein offensichtliche Freude an Gewalt, Erniedrigung und Zerstörung. Da ist das, was die Bibel als das Böse oder den Teufel bezeichnet, sehr anschaulich.

Aber da waren auch mutige Frauen, Christinnen, Musliminnen, die der Gewalt ein Ende bereiten wollten. Am meisten beeindruckt mich Vaiba K. Flomo aus Liberia. In einer kleinen lutherischen Kirche haben sie in der Hauptstadt Liberias die Bewegung in Gang gesetzt, die schließlich zum Frieden führte. Großartig ist, zu sehen, wie christliche und muslimische Frauen einfach die religiösen Grenzen, auch gegen die Skepsis ihrer geistlichen Leitenden, überwinden und sich miteinander auf diese Weg einlassen. Und es ist beeindruckend, wie mutig und kreativ die Frauen den Friedensprozess schließlich in Gang gesetzt haben. Als die Friedensverhandlungen in Accra (Ghana) nach sechs Wochen stagnierten, blockierten sie die Tür, bis endlich etwas in Gang kam. Es ist eine lange, tragische Geschichte, die gut endet. 2005 wurde mit Ellen Johnson-Sirleaf eine Frau ins Präsidentenamt gewählt.

„Gewalt überwinden“ war deshalb in den vergangenen zehn Jahren Thema einer Dekade des Ökumenischen Rates der Kirchen, die auf der Vollversammlung 1998 in Harare nach vielen Schwierigkeiten beschlossen wurde. Während der Zentralaussschuss-Tagung 2001 in Berlin wurde diese Dekade offiziell eröffnet. Das war für mich ein sehr bewegender Moment. Wir zündeten Kerzen in der Nähe des Brandenburger Tors an, wo eine Mauer nicht nur mein Land, sondern auch Europa 28 Jahre lang geteilt hatte. Einer der Gründe für den Zusammenbruch der Mauer lag darin, dass Christen und Christinnen in der Deutschen Demokratischen Republik immer wieder

Freiheit, Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung gefordert hatten. Von den Kirchen in Leipzig, Dresden und Ostberlin brachten sie den Aufruf „Keine Gewalt“ auf die Straßen dieser Städte und trugen entscheidend dazu bei, dass eine gewaltlose Revolution möglich wurde. Vorletzte Woche wurde die Dekade in Jamaika beendet. Aber die vergangenen zehn Jahre haben die Welt nicht in einem friedlichen Ort verwandelt. Wir sind weit davon entfernt. Seit dem 11. September 2001 haben der Terrorismus und der so genannte „Krieg gegen den Terrorismus“ unvorstellbares Leid gebracht. Terroristen wie Bin Laden sahen und sehen sich als Vollstrecker des göttlichen Willens im Namen des Islam. Länder, die sich selbst zur Demokratie erklären, haben sich in die Irre führen lassen, benutzen Begriffe wie „Kreuzzug“ und „Achse des Bösen“, um militärische Aktionen und die scheinbar legitime Forderung „Töten oder gefangen nehmen“ zu legitimieren! Der Waffenhandel weitet sich schnell und immer weiter aus. Nach Angaben des Stockholm International Peace Research Institute (SIPRI) ist der deutsche Anteil am internationalen Waffenhandel zwischen 2005 und 2010 auf 11 Prozent gestiegen und wird nur noch von Russland mit 23 Prozent und den USA mit 30 Prozent überrundet. Das bedeutet: Unsere Volkswirtschaften profitieren von der Gewalt und dem Krieg, den wir beklagen. Die Kirchen können angesichts dieser furchtbaren Situation nicht schweigen! Es ist heute offensichtlich, dass die Religion eine entscheidende Rolle bei Friedensanstrengungen und der Überwindung von Gewalt spielt. Der römisch-katholische Theologe Hans Küng sagt: Es gibt keinen Frieden unter den Nationen ohne Frieden unter den Religionen. Es ist an der Zeit, dass die Religion sich weigert, missbraucht zu werden, indem Öl auf das

Feuer des Krieges und des Hasses gegossen wird. Es ist an der Zeit, konsequent zu verneinen, dass es irgendeine theologische Legitimation für Gewalt gibt. Es gibt keinen gerechten Krieg – das ist es, was wir aus der Geschichte gelernt haben. Es gibt nur einen gerechten Frieden. Und dieser erfordert Kreativität, Zeit, Engagement und Geld. In einer überzeugenden Studie hat Markus Weingardt vierzig internationale Konflikte untersucht und dokumentiert, welch großen Einfluss religiös motivierte Menschen auf Friedensanstrengungen ausüben können. Sie sind in der Lage, Brücken zwischen den Konfliktparteien zu bauen, weil ihnen Vertrauen geschenkt wird. Sie verfügen über Friedenssymbole wie das gemeinsame Gebet. Sie wagen es, mit dem „Feind“ zu sprechen.

Wir alle wissen, dass diejenigen, die an Gewaltlosigkeit glauben, oft als naiv angesehen werden und dass ihnen unterstellt wird, die Realität von Macht und Politik nicht zu verstehen. Das sollten wir akzeptieren! Jesus selbst war naiv, wenn wir sein Leben mit den Maßstäben des Erfolgs messen. In den Augen der Welt scheiterte er, wurde verurteilt, litt und starb. Aber dieser sterbende Mann am Kreuz hat von dem Moment an alles Machtstreben und all jene herausgefordert, die ans Siegen glauben. Die Macht der Liebe ist größer als die Macht der Waffen und der Gewalt. Genau das glauben wir. Welch eine Botschaft! Wir glauben an Gott, der nicht allmächtig ist, sondern als Kind geboren wurde, unter der Folter starb und – ohne Gewalt und ohne Macht – eine Herausforderung für Gewalt und Macht darstellt. Für Christinnen und Christen ist das der Orientierungspunkt. Sie sind ebenso wie die Kirche immer in die Irre gegangen, wenn dies vergessen wurde und wenn Gewalt und zerstörerische Macht legitimiert wurden.

Ein schönes aktuelles Beispiel für kreativen Widerstand gegen Gewalt ist die so genannte Radiohexe, die ich vor kurzem kennen gelernt habe. Jeden Samstag sendet sie in Nicaragua ein Programm, in dem Gewalt von Männern gegen ihre Frauen berichtet wird. Mutig ist sie! Manche sagen, sie geht zu weit. Aber sie sagt: solange Polizei und Gerichte diese Gewalt nicht ahnden, werde ich senden. Die christliche Initiative Oscar Romero aus Münster unterstützt sie. Und Männer in Nicaragua, die ihre Frauen schlagen, misshandeln, vergewaltigen, fürchten sie. Auch eine Form kreativer Gewaltlosigkeit, finde ich.

5. „Glückselig sind, die hungern und dürsten nach Gerechtigkeit, denn sie werden gesättigt werden.“ (5,6)

Gerechtigkeit ist ein großes Wort, gewiss. Was aber bedeutet Gerechtigkeit? Was aber ist gerecht – was ist ungerecht? Wir sind wahrhaftig nicht die ersten Menschen in der Geschichte, die diese Frage bewegt. Weltweit ist Gerechtigkeit ein Thema, das uns schnell an den Rand der Verzweiflung bringen kann. Ein Fünftel der Weltbevölkerung verbraucht 80 Prozent des Welteinkommens. Alle fünf Sekunden stirbt ein Kind an Unterernährung. 46 Prozent der Weltbevölkerung müssen mit zwei Euro am Tag überleben, während eine deutsche Kuh von der EU mit zwei Euro am Tag subventioniert wird. Und gleichzeitig kämpfen Landwirte in unserem Land um ihre Existenz. Ein Teufelskreis von Ungerechtigkeit ist das. Wer nach Gerechtigkeit fragt, der fragt nach Grundlagen des Zusammenlebens von Menschen in kleineren oder größeren Gruppen, in ganzen Ländern, ja weltweit auf dem Globus.

Wenn in der Bibel im Alten und Neuen Testament über Gerechtigkeit geredet wird, so geschieht dies in einer uns zum Teil heute durchaus fremden Weise: es wird

nämlich von der Gerechtigkeit Gottes geredet. Gerechtigkeit ist hier nicht zuerst die Verteilung von Gütern, die Menschen unter sich nach Maßgabe von Interessen oder Kriterien aushandeln, sondern Gerechtigkeit ist ein Verhalten, wie Gott es von den Menschen erwartet, sie ist eine Kategorie der Beziehung. Gerechtigkeit in der Bibel, vor allem im Alten Testament, ist als Gemeinschaftstreue zu verstehen. Wer sich gerecht verhält, der verhält sich treu zur Gemeinschaft, in der er lebt und treu zu Gott, der diese Gemeinschaft trägt und sichert. Der Einzelne trägt etwas zu dieser Gemeinschaft bei, und die Gemeinschaft verhält sich mit ihm solidarisch, wenn es nötig ist. Die Beziehung ist wechselseitig: Nie kann es gerecht sein, dass der Einzelne sich auf Kosten der Gemeinschaft bereichert, noch kann es gerecht sein, dass die Gemeinschaft den Einzelnen bevormundet oder knechtet. Es geht um Beziehungs-Gerechtigkeit. Deutlich wird auch, wie sehr Gerechtigkeit in der Bibel etwas Dynamisches ist, etwas, was nicht einfach vorhanden ist, sondern was gegen Ungerechtigkeit und Unterdrückung immer wieder durchgesetzt werden muss. Das heißt konkret: Wir können unmöglich weiterhin auf Kosten der nächsten Generation Schulden machen – da geht es elementar um Generationen-Gerechtigkeit. Wir brauchen Zukunftsperspektiven für die nachwachsende Generation. Alle sind aufeinander angewiesen, partizipieren an diesem Leib, keiner darf verloren gehen. Deshalb geht es auch um Partizipations-Gerechtigkeit. Alle werden gebraucht, es sind viele Gaben, aber ein Geist, viele Glieder, aber ein Leib. Auch der kleine Zeh hat seine Funktion, nicht nur das Hirn oder das Herz. Der Glaube an Gott, so sagt die Bibel, und die Teilhabe an Gerechtigkeit stehen in einem Zusammenhang. Wer in der Wirk-

lichkeit Gottes lebt, der will auch in der Wirklichkeit der Gerechtigkeit leben, in der Beziehung zu Gott und den Mitmenschen, in einem Dreiecks-Verhältnis sozusagen. Eins geht nicht ohne das andere. So ist eine Erweiterung des Gerechtigkeitsbegriffs angesagt. Wir haben in unserem Land Jahrzehnte vor allem über Verteilungs-Gerechtigkeit diskutiert. Verteilungs-Gerechtigkeit zielte in gewisser Hinsicht auf die Gleichheit aller und war in dieser Hinsicht als Leitwert wichtig. Was wir aber in unserer heutigen Situation entdecken, ist, dass wir alleine mit dieser Vorstellung von Gerechtigkeit nicht mehr zu recht kommen. Dies ist kein Wunder, denn in der gegenwärtigen Krise sind die Spielräume dessen, was verteilt werden kann, insgesamt erheblich zusammengeschrumpft. Es geht beispielsweise auch um Fragen der Befähigungs-Gerechtigkeit, d.h. der Investition in Bildung, Wissenschaft und Forschung. Was hier investiert wird, ist ein wesentlicher Beitrag zur langfristigen Sicherung von Gerechtigkeit, weil es eine Investition in die nächste Generation bedeutet. Bisher ist in diesem Bereich – siehe die PISA-Studien – Erhebliches vernachlässigt worden. Zentrale Frage von Gerechtigkeit heute ist Bildungs-Gerechtigkeit. Heute sehen manche Eltern Bildung gar nicht mehr als Ziel, und Kinder sehen sich selbst von vornherein als Bildungsverlierer. Die Kinder-Studie von World Vision 2007 hat auf erschütternde Weise gezeigt, dass Acht- bis Elfjährige in unserem Land nicht glauben, dass sie eine Chance haben, aus dem Teufelskreis von ökonomischer Armut und Bildungsarmut zu entkommen. (Türkische Einwanderer setzen übrigens große Hoffnungen auf die Bildungsleistung ihrer Kinder, ganz anders als populistische Pamphlete vermuten lassen.) Eine Studie von Wissenschaftlern der Universität Bamberg zeigt ganz aktuell,

dass türkische Einwanderer für ihre Kinder hohe Bildungsziele haben⁶. Sie wünschen sich, dass ihre Kinder einen guten Schulabschluss machen, möglichst studieren. Allerdings haben sie keinerlei Erfahrungen mit dem deutschen Schulsystem, kennen die Regeln nicht, wissen nicht, dass und wie sie ihre Kinder fördern können. Sie fühlen sich fremd, und das führt zu Enttäuschungen bei ihnen wie den Kindern, wenn die schulische Karriere ins Aus führt. Wie hier Ansätze der Integration, der Beratung, eines Zugehens auf das deutsche Schulsystem ermöglicht werden können, ist eine entscheidende Frage. Der Anknüpfungspunkt jedenfalls ist ganz offensichtlich vorhanden.

Martin Luther hat immer wieder darauf beharrt, dass die Bibel der Maßstab für das Gewissen und das Handeln von Menschen sei. Deshalb hat er die Bibel in die deutsche Volkssprache übersetzt, damit Menschen sich verständigen und ihr Gewissen selbst schärfen können. Das war eine ungeheure Integrationsleistung. Bis dahin konnten sich ein Sachse und ein Ostfrieze kaum verständigen – mir ist klar, dass es da auch heute manches Mal noch Probleme gibt. Grundsätzlich aber integriert Sprache. Deshalb ist es richtig und wichtig, Sprachkompetenz zu fördern.

Der Nobelpreisträger Amartya Sen hat deswegen in seinem Buch „Ökonomie für den Menschen“⁷ die Erweiterung von Freiheit sowohl als Zweck an sich wie auch als oberstes Ziel für wirtschaftliche und soziale Entwicklung definiert. Es geht auch um Beteiligungsgerechtigkeit, die den Gerechtigkeitsbegriff aus nationalen oder europäischen Horizontverengungen befreit. Was den christlichen Impuls zur Gerechtigkeit anbetrifft, fasse ich zusammen:

- Gerechtigkeit ist im Sinne der Bibel etwas Dynamisches, eine Verhältnisbestim-

mung mit Blick auf Gott und Menschen, mit denen ich lebe.

- Christliche Gerechtigkeit zeigt sich im Symbol vom Leib mit den vielen Gliedern. Die vollkommen verschiedenen Menschen sind als Verschiedene aufeinander angewiesen. Genau dieses Verhältnis von Verschiedenheit und Angewiesenheit muss in jeder Gesellschaft immer wieder neu bestimmt werden. So erneuert sich Gerechtigkeit beständig.
- Und schließlich: Kriterium christlicher Gerechtigkeit ist und bleibt die Lage der Armen im eigenen Land, aber auch in der ganzen Welt. Wie es ihnen geht – daran misst sich, ob eine Gesellschaft gerecht ist oder eben nicht.

Aus dieser Perspektive fordert die Seligpreisung dazu heraus, dem Globalisierungs-Gedanken eine neue Dimension zu geben. Nicht die Gewinnmaximierung von Unternehmen ist entscheidend, sondern die Frage, ob globales Handeln die Lage derer in der Welt verbessert, die wahrhaftig im Elend leben. Die Lebenssituation der Armen hat Auswirkungen auf den gesamten Gesellschaftskörper: Ein Christ, eine Christin kann nicht wirklich glücklich und zufrieden sein, wenn um ihn, um sie herum Menschen im Elend versinken.

Nachhaltigkeit zum zentralen Ziel politischer Wirtschaftskonzepte zu machen, den Mut zu haben, von einer Ethik der Grenze zu sprechen und energisch dafür einzutreten, dass das Ziel von Globalisierung eindeutig soziale Gerechtigkeit für alle ist, darum wird es gehen. Ja, Gerechtigkeit hat nach biblischem Verständnis zum Maßstab, wie es den Schwächsten im Lande geht, also bei uns den Arbeitslosen, den Alleinerziehenden, den Asylsuchenden, den Obdachlosen, den Menschen mit Behinderungen

und weltweit denen, die hungern, denen, die ohne Nahrung, Obdach, Bildung, Einkommen sind.

- 1 Peter Fiedler, *Matthäusevangelium*, Stuttgart 2006, S. 106.
- 2 Vgl. Christine Gerber, *Die gerechte Welt Gottes*, in: *Junge Kirche*. 72. Jg. Extra zum DEKT 2011, S. 15ff.; S. 16.
- 3 Ebd.
- 4 AaO., S. 18.
- 5 Tina Voß, *Arm dran*, in: *Selig sind ...*, hg. v. Silvia Muster/Christof Vetter, Hannover 2009, S. 15ff.; S. 20.
- 6 Vgl. Tanjev Schultz, *Starker Ehrgeiz, schwache Leistung*, in: *SZ* 29.9.10.
- 7 Amartya Sen: *Ökonomie für den Menschen. Wege zu Gerechtigkeit und Solidarität in der Marktwirtschaft*. München 2000.

* Bibelarbeit auf dem Kirchentag in Dresden, 2.6.2011

Fortsetzung in CuS 4/2011

Margot Käßmann,
03.06.1958 geboren in Marburg/
Lahn, vier Töchter
(Sarah *1982,
Hanna und Lea
*1986, Esther
*1991,) seit
04.09.1999 Landes-
bischöfin der Ev.-
luth. Landeskirche
Hannovers, seit
2009 Vorsitzende des Rats der EKD, Rücktritt
von beiden Ämtern am 24.02.2010, seitdem
Pastorin der Landeskirche Hannover, Prof.n in
Bochum.



Margot Käßmann

Weltkrieg, Massenelend und die Antwort des Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands

Von Reinhard Gaede

1. Die Besinnung über dem Zusammenbruch seit dem Herbst 1918

a) Die Verweigerung der Buße

Der deutsche Protestantismus wurde von dem Zusammenbruch der Wehrmacht, dem Ausbruch der Revolution, diesen Ereignissen seit dem Herbst 1918, nahezu völlig überrascht. Zu der Zeit, als General Ludendorff nach dem Zusammenbruch der Front in Bulgarien am 29. Sept. Verhandlungen forderte, herrschte im bürgerlichen Protestantismus noch Siegeszuversicht. Bis zum Waffenstillstands-Gesuch hatte die größte volksskirchliche Organisation, der Evangelische Bund, noch das ganze Volk auf die Schanzen rufen wollen. Insgesamt – so urteilte der Generalsuperintendent und Prof. f. Prakt. Theologie Martin Schian – hatte die Kirche ihre Glieder bis zum Ende in der Notwendigkeit des Kampfs bestärkt. Sie habe nur die Sache des deutschen Volks zu ihrer eigenen gemacht. Zwei Grundüberzeugungen waren es, die der Kirche den Weg der Selbstkritik und des Neuanfangs versperrten: Einmal die Berufung auf den „Geist von 1914“, auf jene Begeisterung zum Kriegausbruch, als die vorher leeren Kirchen sich füllten und aller innenpolitische Streit vergessen schien. Man forderte das Wiedererwachen dieses Geistes. Sodann die Überzeugung, die Revolution sei ein „Dolchstoß“ in den Rücken des Heeres gewesen. Nur wenige protestanti-

sche Demokraten und Sozialisten sahen das anders. Ernst Troeltsch, Prof. f. Theologie und Philosophie, gab am 16. Nov. 1918 einer Epoche den Abschied unter der Überschrift: „Das Ende des Militarismus“. „Das Ende ist da ... Aus dem militärischen Zusammenbruch ergab sich der Zusammenbruch auch des längst unterhöhlten politischen Systems ... Nachdem unsere herrschenden Schichten es verschmäht hatten, den unvermeidlichen Folgen eines radikalisierten Massenkrieges durch demokratische Reformen rechtzeitig vorzubeugen und auf der Höhe militärischer Siege einen Frieden großer Mäßigung zu schließen, war wenig Hoffnung mehr ... Es ist eine Tragödie des Heroismus und der Kühnheit, aber auch deutschen Eigensinns und Trotzes, deutscher Weltunkenntnis und theoretischer Verranntheit, wobei Leichtsinns und Oberflächlichkeit, Eitelkeit und Habgier eine nicht ganz geringe Rolle spielten.“¹

b) Die Erkenntnis des strukturell Bösen

Dieser Zusammenbruch des Obrigkeitsstaates, die Zerstörung des Bundes von Thron und Altar, die geistige Katastrophe eines Kulturoptimismus, das Grauen der Materialschlachten, all das waren Erscheinungen einer neuen Fragesituation. Eine Minderheit in der Kirche, die religiösen Sozialisten, verbündet mit radikal-demokratischen Protestanten, sah in diesen Erscheinungen das Gericht Gottes über eine alte Gesellschaft. Sie sah – mit einem Wort Friedrich Niebergalls – Gott im Sturm der Zeiten, der zerbricht, was morsch und ver-

kommen' ist und zum Neuwerden drängt. Den Krieg konnte man nicht begreifen als etwas Gottgewolltes im „Bewusstsein einer deutschen Sendung“ – so die protestantische Kriegspredigt – sondern man sah im Krieg die rasenden Geister des Bösen, die in ihrem furchtbaren Zusammenprall ihren ganzen Wahnsinn erweisen. So alle Theologen des Religiösen Sozialismus, zu denen damals auch Karl Barth gehörte. Barth gab schon im Krieg die Antwort auf die Frage nach Gottes Willen. Gott will, dass der nationale Egoismus sich selbst zum Gericht werde, so wie Paulus Röm 1,24ff., 8,5–8 über den Zorn Gottes spricht; wenn Gott richtet, überlässt er die Menschen sich und ihren Leidenschaften. Wo Gott während des Weltkriegs war? Er hat nach Menschen Ausschau gehalten, die im Toben des Bösen noch seinen Willen taten, der Liebe ist. So Georg Flemming vom Neuwerk-Kreis. Der Neuwerk-Kreis, demokratisch oder sozialistisch gesinnt, wurde eine der Keimzellen des Internationalen Versöhnungsbundes. Was war das alte System dagegen? Es war eine „organisierte Ungerechtigkeit“ (Otto Herpel). Diese organisierte Ungerechtigkeit hatte die Erlösten, die aus der Kraft Christi die Sünde überwinden sollten, zur Sünde gezwungen. Und daraus folgte eine theologische Erkenntnis der religiösen Sozialisten: Bisher hatte man auf Puppensünden geachtet. Man muss aber sehen, dass das Böse auch in den Strukturen sitzen kann. Es gibt das strukturell Böse, so Leonhard Ragaz und Paul Tillich. Mammonismus und Molochdienst, das sind, theologisch gesprochen, die Formen des Götzendienstes, dem die Menschen nachgehen. Um das strukturell Böse aber durch Analysen zu entlarven, haben sich die religiösen Sozialisten marxistischer Begriffe bedient. L. Ragaz: „Der Kapitalismus ist die Weltreichform des Mammonismus. Der Mensch gilt ge-

nauso viel, als er als Produktionsmittel taugt, der Mensch ist Mittel, um damit Profit zu machen.“ (Neue Wege 1907) Daraus folgt der Kampf aller gegen alle. Kampf der Klassen. Die großen Unternehmen fressen die kleinen. Und wo bleibt die Kirche? Wer sitzt denn in unsern kirchlichen Behörden, so Ragaz 1929. Der „bürgerliche Mittelstand, der Kaufmann, der Bankier, der Oberst, der Sekundarlehrer, nur ganz ausnahmsweise ein ‚Renomierarbeiter‘. (Angehörige der mittleren und unteren Beamten, Arbeiter und Bauern waren in den Regierungen der deutschen evangelischen Landeskirchen überhaupt nicht vertreten, R. G) ... Was Wunder, dass man in solchen Behörden vor den großen Streitfragen ... mit entschlossener Angst vorübergeht ... Man redet von der Veränderung der Gebetbücher oder einer neuen Bibel-Übersetzung, während draußen in den blutigen Flammen des Völkerkriegs und des sozialen Bürgerkriegs das Weltgericht aufglüht.“²

2. Die Botschaft vom Reich Gottes

Der Religiöse Sozialismus, einschließlich damals noch K. Barth und befreundete Protestanten, die der Deutschen Demokratischen Partei angehörten, hatten eine Erkenntnis gewonnen: Eigentlich tun die Sozialisten mit ihrem Kampf gegen Systeme der Vernichtungs-Waffen und Strukturen der Ausbeutung das, was Christen tun sollten. Insofern diese Sozialisten Atheisten waren, sind zwei Hälften einer Wahrheit auseinander gefallen, die eigentlich zusammengehörten, und ungerechtfertigterweise verteilt auf die Geistesmächte Christentum und Sozialismus: „Die Tragik unserer geschichtlichen Entwicklung besteht darin, daß in ihr zwei Linien auseinander laufen, die Linie derer, die an Gott glauben, aber nicht an sein Reich auf Erden, und die

Linie derer, die an das Reich Gottes glauben, aber nicht an Gott.“³ So Ragaz seit 1923. Vom Reich Gottes ist ja die Rede, wenn von Gottes Verheißungen die Rede ist: Friede, Freude, Freiheit, Gerechtigkeit, ewiges Leben. Und von diesem Reich gilt: „Es ist nicht von dieser Welt, aber es ist für diese Welt.“ Ein wertvolles Gliederungsprinzip für unsere Theologie noch heute. Nicht von dieser Welt: Auch unsere Hoffnungen sind gebunden an unsere Endlichkeit, unser begrenztes Wissen. Sie sind relativ. Sie müssen gemessen werden am Absoluten, an der Vollkommenheit des Reiches Gottes. Nie haben die religiösen Sozialisten behauptet, sozialistische Errungenschaften seien das Reich Gottes, wie es konservative Theologen unterstellt haben. Aber eben doch für die Welt. Man soll nicht immer von Sünde und Gnade reden in der Weise, dass alle Katzen grau werden und jede Unterschiedlichkeit ‚bessere oder schlechtere Verhältnisse‘ wieder aufgehoben wird. Sondern es gibt „Vorbereitungen, Weissagungen, Anstrengungen auf das Höchste hin“. Man soll – so K. Barth, als er nach einer Trennung den religiösen Sozialisten wieder näher kam – „Demonstrationen für das Reich Gottes machen“. Auch ist die Hoffnung nicht ein Stand der Untätigkeit, sondern es geht um den Menschen als Gottes Mitarbeiter (1 Kor. 3,9). Beides ist richtig: Gott handelt alleine. Aber er will in der Geschichte auch nichts tun ohne uns. Schon einige Menschen können die Welt dem Frieden näher bringen. Aber nichts geschieht, wenn Gott nicht seinen Geist wehen lässt. So Ragaz 1929. Die religiösen Sozialisten haben mit dieser Reich Gottes-Theologie den biblischen Gedanken von der Nähe Gottes wiedergefunden. Sie haben das Treiben vieler entlarvt, die sagen, sie glaubten an Gott, die aber in Wirklichkeit nur an die bestehenden Verhältnisse glauben. Und

indem die religiösen Sozialisten die Praxis christlicher Hoffnung für die Armen wieder entdeckten, haben, sie die Religionskritik von Karl Marx überboten. Marx hat Recht. Religion darf nicht Opium sein. Aber die wahre Religion ist auch nicht Opium: „Der Gott der Bibel ..., der Gott Jesu Christi, der lebendige Gott ... greift in die Welt ein. Er sanktioniert und verklärt nicht die Welt, sondern richtet und erlöst sie. Und verändert sie. Er ist die große Revolution der Welt ... nicht Opium der Welt, das die Menschen einschläfert, sie Not und Unrecht als göttliche Weltordnung betrachten lässt, sondern das Dynamit, und zwar das einzige, das die Weltordnungen und Weltreiche sprengt.“⁴

Mit dem Kapitalismus verbunden ist die Gewalt als Glaubens-Ersatz, der Militarismus. Weil der übersteigerte Nationalismus auf Ausweitung, auf Besitz und Macht über die Welt drängt. Unter diesem Gesichtspunkt hat Ragaz den Bolschewismus scharf verurteilt. Und natürlich den Faschismus: „Wie kann sich ein Jünger Christi zu einem Rassenhochmut bekennen, der die Mitmenschen anderer Völker oder Rassen von aller höheren Kultur ausschließt, im besonderen zu der geistverlassenen Roheit des üblichen Antisemitismus, wenn noch das Apostelwort gilt: ‚Da ist nicht Jude noch Grieche, nicht Knecht noch Freier, nicht Mann noch. Weib, sondern sie sind alle Eins in Christus Jesus?‘ ... Erwachtet, die Ihr euch durch den nationalistischen Trug und Rausch habt verblenden lassen, werdet des Abgrunds gewahr, vor dem Ihr steht; erwacht zur Wahrheit Christi; kehret von Cäsar und Wotan zu Christus, vom Lektorenbündel zur Dornenkrone des Menschensohnes und vom Hakenkreuz zum wirklichen Kreuz zurück, dem allein der Sieg über die Welt verheißen ist.“⁵



Professor Georg Wünsch, Professor Emil Fuchs, vermutlich der württembergische Landtagsabgeordnete Rals, Pfarrer Erwin Eckert, Pfarrer D. Gotthilf Schenkel, Pfarrer Karl Kleinschmidt, Gewerkschaftssekretär Bernhard Göring, Dr. Heinrich Dietrich, Pfarrer Aurel von Jüchen (von links nach rechts), vermutlich 1930
Privatarchiv Erwin Eckert

3. Christentum und Sozialismus

Geht man vom Liebeswillen Gottes aus, der die Welt verwandelt und das Böse überwindet, muss man mit Paul Tillich 1919 feststellen: „Die Ethik der Liebe trägt in jede Gesellschafts- und Wirtschaftsform ein Ferment der Kritik, das umso erregender ist, je mehr sich jene auf Gewalt, Unterdrückung, Eigennutz gründet ... Sie erhebt darum Anklage gegen den grundsätzlichen Egoismus der Privat- und Profitwirtschaft, die ihrem Wesen nach ein Kampf aller gegen alle ist und fordert eine Wirtschaft der Solidarität aller und der Freude, nicht am Gewinn, sondern am Werk selber.“⁶ Insofern hat das Christentum eine größere Affinität (Nähe) zu freiheitlich-sozialistischen Ordnungsmodellen als zu kapitalistischen Systemen, in denen die Orientierung an möglichst großem Profit Maßstab der Produktion ist. Aber das Verhältnis von Christentum und Sozialismus ist dialektisch zu sehen. Der Sozialismus ist die historische Anfrage an das Christentum, ob die Impulse der christlichen Liebe wirklich auch Strukturen verändern im Sinne eines menschlicheren Zusammenlebens. Und das Christentum ist eine Anfrage an den Sozialismus, ob seine Ziele und Wege sich auch am Wohl des Menschen orientie-

ren. Insofern geht es hier neben der Solidarität zugunsten der Armen um Distanz. Besonders empfindlich sind Christen in der Gewaltfrage. Wegen der Gefahr des Machtwahns neuer Eliten sind Christen in der sozialistischen Bewegung die Anwälte der Machtlosen. Christen waren bisher freiheitliche Sozialisten. Kommunisten nannten sie sich in selteneren Ausnahmen dann und solange, wie sie in einer kommunistischen Partei am „Ring um einen freiheitlichen Sozialismus teilnehmen und das Evangelium frei verkünden konnten“ (Arthur Rackwitz).

Was bedeutet die Tradition des Religiösen Sozialismus für die Kirche? Eine Warnung! Der Auftrag der Kirche, die Grundwerte des Evangeliums in der Gesellschaft zu bezeugen, einzutreten für Frieden und Gerechtigkeit, muss parteilich sein, hier ermutigen, dort warnen, Fehlentwicklungen müssen beim Namen genannt werden. Insofern außer der Warnung auch ein Trost. Neben dem großen Versagen der Großkirchen ist diese Aufgabe wahrgenommen worden. Der damals Verfolgten sei deshalb dankbar gedacht! Sozialistische Kirchen gibt es nicht. Aber als Sozialisten können Christen dafür sorgen, dass die Katastrophen der Vergangenheit, Massenelend und zwei Weltkriege, sich nicht wiederholen. Religiöser Sozialismus als Kampf von Christen für Frieden und Gerechtigkeit gegen Nationalismus und Faschismus war eine konsequente Form der bekennenden Kirche seit der Jahrhundertwende. Und Kirche ist nicht da, wo sie sich Kirche nennt, sondern wo Gottes Weltliebe bezeugt wird in der Gemeinschaft und im Dienst von Menschen, die brüderlich und schwesterlich miteinander umgehen. Kirche ist insofern ein Prozess der Sendung Christi, eine Sendung, die zur Parteinahme in der Gesellschaft herausfordert.

4. Die Gründung des Bundes der religiösen Sozialisten

Eine „lose Vereinigung evangelischer Friedensfreunde“ seit einer Friedenserklärung deutscher Protestanten während des Ersten Weltkriegs im Oktober 1917 bildete die Keimzelle für religiös-sozialistische Gruppen in Berlin. „Der Bund sozialistischer Kirchenfreunde“ um Pfarrer Günter Dehn und Bernhard Göring und der „Bund Neue Kirche“ vereinigten sich zum „Bund der religiösen Sozialisten“ im Jahr 1919.⁷ In der Provinz Rheinland bestand seit 1920 ein „Bund religiöser Sozialisten“. Der erste Kongress der religiösen Sozialisten in Berlin am 26./27. Nov. 1921 vereinte schon Gruppen aus Nord-, West- und Mitteldeutschland, die zum „Bund religiöser Sozialisten Deutschlands (BRSD)“ fusionierten. Dann bildeten sich nach Tagungen in Marburg (Sept. 1920), Hannover ((Sept. 1921) und Kassel (Okt. 1923) im Jahr 1924 „Arbeitsgemeinschaften“ mit der „Vereinigung der Freunde für Religion und Völkerfrieden“ um Pfarrer Karl Aner und den lokalen Gruppen in Süddeutschland. Im September 1919 war in Tambach/Thüringen eine Konferenz von Gruppen zusammengekommen, auf Einladung des „Neuwerk“-Kreises. Der Referent Karl Barth hatte mit seinem Vortrag „Der Christ in der Gesellschaft“ jedoch keine Hilfen für die praktisch-politische Tätigkeit gegeben. Der Neuwerk-Kreis und der Kreis um Paul Tillich (Blätter für Religiösen Sozialismus) waren für eine feste Organisation nicht zu gewinnen. Das „Christliche Volksblatt. Sonntagsblatt evangelischer Sozialisten“ (1919 noch „Christliches Volk“) des badischen „Volkskirchenbundes“, der sich zum „Volkskirchenbund evangelischer Sozialisten“ entwickelt hatte, erschien ab Sept. 1924 als „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes (SdaV)“. Erwin Eckert, Pfarrer in Meers-

burg/Baden, hatte in der ersten Augustwoche 1924 zu einem Treffen eingeladen, bei dem die „Arbeitsgemeinschaft“ süddeutscher und norddeutscher Gruppen gegründet wurde. Liberale Wurzeln wurden gekappt; die Mitglieder könnten der SPD oder mit Vorbehalten der KPD verbunden sein oder keiner Partei angehören, so das Selbstverständnis. Am Rand einer Hauptversammlung des Berliner Bundes Nov. 1925 ordnete man eine Zusammenarbeit nach Kreisen: Verantwortlich waren die Pfarrer Paul Piechowski in Norddeutschland, Emil Fuchs in Mitteldeutschland, Georg Fritze in Westdeutschland und Erwin Eckert in Süddeutschland. Erwin Eckert war dann der Initiator für eine straffere Zusammenarbeit. Zur zweiten Meersburger Tagung kamen über hundert Teilnehmer, meist aus Baden und Württemberg.⁸ Das Ergebnis: „1. Das Symbol der religiösen Sozialisten Deutschlands ist die rote Fahne mit schwarzem Kreuz. 2. Aus der ‚Arbeitsgemeinschaft der religiösen Sozialisten‘ ist der ‚Bund der religiösen Sozialisten Deutschlands‘ geworden.“ Der Bund sollte sich in Landesverbände gliedern, deren Führer ein „Netz von Vertrauensleuten und Mitarbeitern“ über ihren „Bezirk“ legen sollten. Zur Bundesleitung gehörten die Pfarrer Erwin Eckert (geschäftsführend), Emil Fuchs und der Gewerkschaftssekretär Bernhard Göring. Ihre Aufgaben: „1. Vertretung des Bundes nach außen. 2. Wahrung der Einheit des Bundes bei aller Selbständigkeit der Landesverbände. 3. Vorbereitung von Kundgebungen, Aufrufen usw. 4. Gründung neuer Landesverbände. 5. Vorbereitung des Bundeskongresses.“ Es wurden auch ihre nächsten Aufgaben skizziert: Das Sonntagsblatt sollte „regelmäßig 8seitig“ erscheinen, „mindestens einmal im Monat“. „Hauptaufgabe aller Leser des Sonntagsblattes ist es, für dessen Verbreitung zu

Der dritte Kongreß der religiösen Sozialisten Deutschlands.

Meersburger Tagung.

Vorbericht.

Am Samstag, den 31. Juli, kamen die ersten Gruppen an, ich glaube, es waren die Bürttemberger. Dann am Abend waren schon aus allen Teilen des Reiches die Freunde beisammen in der Taubstummenanstalt, dem früheren fürstbischöflichen Schloß auf der steilen Höhe der Meersburger Felsen. Im Festsaal der Bischöfe kamen wir zur Begrüßung zusammen und merkten, daß eine Reihe von Freunden, die kommen wollten, nicht da waren, da sein konnten. Grüße hatten uns die Freunde aus Holland geschickt und unser Freund Ragoz aus Zürich; Freund Fuchs war verhindert, zu kommen, ebenso Freund Streder.

Hinter dem Rednerpult an der Wand hing unser Symbol, die rote Fahne mit dem schwarzen Kreuz.

Am Sonntag früh waren wir in der wundervollen Barockkirche des Schlosses zusammen und spürten, daß wir zusammengehören und eine gemeinsame Aufgabe haben. Am Mittag trug Kappes uns das Referat des Freundes Fuchs vor, und trotz der schweren Frage, die überlegt werden sollte, nämlich wie wir zum Protestantismus, der uns als überlieferte Religionsform entgegentritt, stehen, haben wir klar gesehen, daß unser Weg ein besonderer und ganz anderer ist, als der des herkömmlichen Protestantismus, der zum großen Teil vom Kampf gegen den Katholizismus lebt und in seinen liberalen Kreisen auch von der Aufklärung.

Am Abend war auf dem Schlossplatz ein Sommerfest der Stadt Meersburg. Viele hundert bunte Lampen, die meist rot brannten, rings um die Linde am Denkmal der Dichterin, die in Meersburg lebte, der Annette Droste-Hülshof. Konstanzer Musik spielte den festlich gekleideten Leuten; wir hörten auf dem Balkon des Schlosses zu und dachten an die anderen in den Gassen der Großstadt.

Am Montag früh um 7 Uhr waren wir wieder in der Kirche. Freund Vogt hielt uns die Andacht; schlicht und ernst wie es seine Art ist, die uns ehrlich und fest macht.

Frühes Vortrag über unsere Stellung zum Katholizismus hat uns alle erschüttert. Wenn doch nur die katholischen Priester freier wären, wir glauben, daß sie dann mit in unseren Reihen stehen müßten, in unseren Reihen, die allen entschlossenen Christen offen stehen ohne Rücksicht auf die Konfession. Frühe hat unsere eigene Sicherheit geprüft und, wenn wir nicht feststünden und unsere Sache oberflächlich wäre, dann hätte sie einen schweren Stoß erleiden müssen. So haben wir gemerkt, daß wir stehen und daß auch tiefe Selbstkritik nicht Auflösung bedeutet. Unsere Schweizer Freunde werden gemerkt haben, daß bei uns Leben ist und daß gerungen wird um klare Erkenntnis dessen, was uns wie sie innerlich treibt. Das hatte ich ganz vergessen, daß die Schweizer Freunde da waren, erst jetzt fällt mir das ein, ich sehe ihre Gesichter vor mir, die wir alle lieb gewonnen haben.

Am Mittag gingen wir über die Hügelkette am See entlang nach Hagnau, die meisten waren dabei und waren froh miteinander; es gab da doch eine Menge verschiede-

die religiösen Sozialisten Deutschlands?“. Für den „inneren Aufbau“ sollte ein „Andachtsbuch“ sorgen, das „Predigten und Anweisungen enthält zur Ausgestaltung gemeinsamer Stunden der Innerlichkeit. Die Lieder, die uns wichtig sind, werden in einer religiös sozialistischen Liedersammlung zusammengefasst.“ Die Federführung sollten die Pfarrer Paul Piechowski und Heinz Kappes übernehmen. Die Landesverbände sollten „Richtlinien für die Organisationsarbeit“ bekommen. „Es sollten Mitgliederbücher und Marken für freiwillige Beiträge“ ausgegeben werden.

Die Höhe des Beitrags war: „1 Prozent des reinen Einkommens eines Mitglieds, gedacht im Monat“. Ein „Pressedienst“ sollte „die gesamte Presse überwachen“ und durch eigene Artikel „beeinflussen“. Er sollte auch Originalberichte des „religiösen Lebens“ und „sozialistischen Kampfes“ sammeln, auch alle Artikel über Religion und Sozialismus in der Presse sowie alle Publikationen von Bundesmitgliedern. Ein Arbeitsbericht über die Bewegung sollte der sozialistischen Presse übergeben werden. Eine „religiös sozialistische Genossenschaft“ sollte dem Sonntagsblatt und der Propaganda den „finanziellen Untergrund“ geben. Zum Ende der „organisatorischen Ergebnisse des III. Kongresses“ werden Wünsche geäußert, Verbindung zu den verwandten Gruppen zu verstärken: Zu den Gruppen „Freunde für Religion und Völkerfriede“ um den Genossen und Pfarrer Karl Aner, zu dem Kreis um Pfarrer August Bleier, zu dem Kreis um Carl Mennicke (Blätter für den Sozialismus) und zum Neuwerk-Kreis und dem Habertshof, der eine religiös sozialistische Volkshochschule werden könnte. Über die „Bruderschaft der sozialistischen Geistlichen“ solle später berichtet werden. Erwin Eckert schloss seinen Bericht mit dem Aufruf zu verstärkter Mitarbeit für

Erwin Eckert, SdAV 1926, 33, S. 175

sorgen.“ Zwei „aufklärende Broschüren“ sollten den Titel tragen: „Die religiösen Sozialisten Deutschlands“ und „Was wollen

das Ziel „der Reinigung des Christentums von Schlacken und Verdrehungen und der Befreiung der Arbeiterklasse, die unter den Zuständen der Gegenwart am meisten leidet.“⁹ Die Themen lauteten: Die Sonntagspredigt von Erwin Eckert, ebenso die Vorträge: Georg Fritze, Köln: Der religiöse Sozialismus und der Katholizismus, Paul Piechowski, Berlin-Neukölln: Der religiöse Sozialismus und die Freidenker, Reinhard Strecker, Berlin: Der religiöse Sozialismus und die sozialistische Kulturbewegung, Emil Blum, Schlüchtern-Habertshof: Evangelium und Sozialismus.

5. Der Kampf um die Fürstenenteignung

In den Jahren 1926 und 1930–1933 bildeten sich die Blöcke demokratischer Parteien auf der einen und nationalkonservativer, später faschistischer Parteien auf der anderen Seite. Was mit dem 1918 beschlagnahmten, aber nicht enteigneten Vermögen der deutschen Fürsten geschehen sollte, war ein Problem. Wie es gelöst würde, war nicht nur eine Frage des Machtverhältnisses, sondern eine Frage der Definition der Gesellschaftsordnung der Weimarer Republik. Über 2,5 Milliarden Reichsmark forderten die Fürsten von den deutschen Einzelstaaten. Während die Liberalen eine Abfindung vorsahen, forderte die KPD am 25. November 1925 die entschädigungslose Enteignung und brachte die Sozialdemokraten auf ihre Seite. Nachdem der Gesetzentwurf der Linksparteien abgelehnt worden war, war der Weg für ein Plebiszit frei. 12,5 Millionen Wahlberechtigte trugen sich in der ersten Märzhälfte 1926 in die Listen ein. Damit musste der Volksentscheid angesetzt werden.

Die offizielle Haltung der Evangelischen Kirche war: „Die entschädigungslose Enteignung bedeutet die Entrechtung deutscher Volksgenossen, und widerspricht klaren

ner Dialekte; am meisten merkte man, wer aus der Pfalz war und aus Sachsen, die Württemberger poßten fast ohne Aenderung in die badische Landtschaft. Mit Würde und Energie kamen wir rechtzeitig zurück zum nächsten Vortrag. Freund Piechowski hielt ihn über unsere Stellung zu den Freidenkern. Wir wollen die Freidenker ohne Beschwerden ihren Weg gehen lassen, aber wir erwarten, daß sie uns unseren Weg gehen lassen. Einer hat in der Diskussion gesagt, daß es ein Zeichen freien Denkens ist, daß man niemand dergewaltigen will. Der Vortrag gab vielen erst einmal Klarheit über die Freidenkerbewegung, von der uns vor allem die proletarische Freidenkerbewegung interessiert. Am Abend war ein kleiner Kreis beisammen, der die beim Vortrag Frühe zutage getretenen Spannungen zwischen Ueberlegung und Tat bis auf den Ausgangspunkt verfolgen und aus dieser Vertiefung lehren wollte. Wir waren bis in die tiefe Nacht beisammen. Emil Blum vom Habertshof erzählte vom Neuwert und seinen Aufgaben. Wir glauben bestimmt, daß Neuwert einmal in die religiöse sozialistische Bewegung wird eingedrungen sein, denn am nächsten Tag hielt uns Blum einen Vortrag, der aus unseren Herzen geworden und ein Dienst an unseren Seelen war. In der Frühe des Mittwoch beteten wir in der Kirche um eine neue Erde, einen neuen Himmel, in denen Gerechtigkeit wohnt. Unser Freund Simon aus Bayern sprach für uns alle.

Zu Blums Vortrag konnte nicht viel gesagt werden, er hatte unsere innerliche Auffassung formuliert und gefärbt und ins Begreifbare gehoben, was das Herz in unserer Brust fühlt. Die Aussprache zeigte uns, daß wir nun nach und nach an Einzelfragen gehen müssen, daß wir das nicht viel anders und besser formulieren und ins Begriffliche bringen können, was über Sozialismus und Sozialismus zu sagen ist. Ueber Klassenkampf und Marxismus werden wir auch nach und nach klar, alles Gerede und alles Kritisieren daran machen uns nicht irre daran, daß der Klassenkampf eine Tatsache ist, die wir nicht wegschwächen können, und daß es keine bessere Methode gibt, das Geschehen in der menschlichen Gesellschaft zu erklären und nach einer Befähigung zu untersuchen, als die materialistische Geschichtsauffassung. Emil Blum muß man lieb haben; er ist feist und ruhig, er gehört ganz zu uns, das haben wir alle gespürt.

Am Nachmittag brachten zwei Motorboote die ganze Gesellschaft nach der Mainau, diesem herrlichen Flecken im Bodensee. Es war ein prachtvolles Wetter; der Himmel blau, das Wasser klar und grün.

Im Strandbad haben andere in der Zeit gebadet und sind hinausgeschwommen in den stillen See.

Am Spätnachmittag berichteten die Vertreter der einzelnen Gruppen über das, was getan wurde in den letzten zwei Jahren, seit dem letzten Weersburger Kongreß. Zuerst redete unser Freund Stüdelberger aus der Schweiz aus Winterthur. Er hat vor etwa zwanzig Jahren schon in seiner Heimat erlebt, was uns treibt; aber es ist doch wieder anders bei uns. Wir haben gespannt bis aufs äußerste zugehört und gelernt von unserem weishaarigen Freund mit den jungen überhellten Augen. Am Morgen hatte Freund Kramer aus St. Gallen zu uns gesprochen über seine Stellung zu Krieg und Gewalt; er kann nicht anders, als daß er in allen Fällen Kampf und Gewalt ablehnt, wenn sie nicht aus dem Geist ist und geistige Methoden benutzt.

Nach unseren Freund Stüdelberger redeten alle einzelnen Länder durch je einen Vertreter. Zunächst Freund Öring, der über die Arbeit des Berliner Bundes berichtete. Dann Dietrich über badische Arbeit und badischen Kampf, dann Dürr aus Württemberg, dann Gauweiler aus der Pfalz, dann Jentsch aus Frankfurt, dann Richter aus Anhalt, Kößliche aus Sachsen, Simon aus Bayern und Eckert für die Arbeitsgemeinschaft.

und unzweideutigen Grundsätzen des Evangeliums.“ Die Sondernummer „gegen Fürstenabfindung“ des Sonntagsblatts des arbeitenden Volkes“ brachte eine kleine Aufstellung zur Versorgungslage. Unter der Überschrift „Wer hungert?“ war zu lesen: „Für den täglichen Bedarf erhält: Ein Kriegsbeschädigter (30%) 0,27 M, ein Arbeitsloser mit Frau und 2 Kindern 2,52 M, ein pensionierter General 50,00 M, Wilhelm II in Doorn 1.670,00 M.“¹⁰

„Wie müssen sich Christen zur Verteilung der Kriegsfolgelasten stellen?“ Zu dieser Frage äußerte sich die Jahrestagung der religiösen Sozialisten Thüringen im Mai 1926. Die Erklärung, die die Unterschrift des Landesvorsitzenden Emil Fuchs trug, greift zunächst den national- protestantischen Legitimationsmechanismus an: „Wer das 7. Gebot gebraucht, um „einen augenblicklichen Zustand ... gesellschaftlicher Besitzverteilung zu verteidigen, ... lästert Gott. Sein Wille ist nicht, daß weites Land, das Hunderttausenden Glück und Nahrung schaffen könnte, den Luxus weniger verdient.“

Die Erklärung wies auf die veränderte Rechtslage nach der Revolution hin, gab den Vorwurf von der Begehrlichkeit der Massen an die Fürsten zurück, ebenso den Vorwurf der Unsittlichkeit: „Zerrüttung der Volkssittlichkeit wäre es, wenn man nach den unerhörten Belastungen der Besitzlosen, die ins Elend gestoßen sind, einzelnen Familien ungeheuren Besitz zuwiese, wenn man für Recht erklärt, daß einzelne Familien von Geburt her das Recht eines Luxuslebens auf Kosten der anderen haben könnten.“¹¹

Eindrucksvoll klärte eine Kundgebung „Christentum und Volksentscheid“ vom 10. Juni 1926, die in zahlreichen demokratischen und sozialistischen Zeitungen abgedruckt war, den Rechts- und Eigentumsbegriff: „Wenn die Kirchenfürsten behaupten, daß die Enteignung der Fürsten Raub und Dieb-

stahl sei, glaubt ihnen nicht! Wir wissen, dass die Fürsten gezwungen werden sollen, geraubtes und durch politischen Einfluß er- rafftes Gut dem Volke zurückzugeben. Wenn die Ängstlichen auch sagen, das Privatei- gentum aller sei in Gefahr, glaubt ihnen nicht. ... Das Eigentum ist in Gefahr, Rente für die Fürsten zu werden. ... Wenn die Va- terländischen vom Gottesgnadentum der Fürsten reden, von deren Anspruch auf ein besonders standesgemäßes Leben, laßt sie schwätzen! Gott der Herr kennt keine Fürsten, er hat alle Menschen gleich geschaffen ... Denkt an die Kriegsbeschädigten, an die Al- ten und die Kleinrentner, die, um ihr erar- beitetes Gut gekommen sind, an die Millio- nen Arbeitslosen, die nichts zu essen haben, an die Masse des Proletariats, die nie Eigen- tum gehabt haben, an die unterernährten Kinder der Großstadt, an das Heer der Ob- dachlosen! Christus, der nichts hatte, wo er sein Haupt hinlegte, steht nicht auf Seiten der Reichen und Mächtigen, er verteidigt die Schlösser der Fürsten nicht, ... Wer ent- schlossen Ernst macht mit seinem Christen- tum..., der muß aus innerer Wahrhaftigkeit seine Stimme für die entschädigungslose Enteignung der Fürsten geben.“¹²

Christliche Sozialgeschichte hätte hier zu würdigen, dass die bürgerliche Einbin- dung des Eigentums durchbrochen wurde und die Nähe zur prophetischen und alt- christlichen Sozialkritik wiederhergestellt wurde. So erinnerten die religiösen Sozia- listen an die Worte des Kirchenvaters Chrysostostomus: „Nicht nur der ist ein Dieb, der fremdes Gut entreißt, sondern auch der, der seinen Überfluß nicht den Armen gibt.“¹³

Das Volksbegehren scheiterte. Statt der erforderlichen 20 Millionen Stimmen fanden sich nur 14.5 Millionen. Diese hatten aber von Kommunisten bis Liberal-Demokraten, ein Bekenntnis zur Republik abgelegt. In

diesem Konflikt wurden die Elemente eines Klassenkampfes sichtbar, der auch die Kirche durchzog. Die religiös sozialistischen Pfarrer hatten unter Disziplinarmaßnahmen der Kirchenleitungen zu leiden. Aber ihr Ansehen war gewachsen und ihre Organisationskraft gestärkt. Bei den Kirchenwahlen in Baden, Anhalt und Thüringen errangen sie, zusammen etwa 55.000 Stimmen und stellten ca. 12% der Abgeordneten in diesen Kirchenparlamenten.

6. Der Kampf der religiösen Sozialisten gegen den Faschismus

Karl Kleinschmidt, Pfarrer in Eisenberg bei Jena, hatte am 30. Juli den Wahlkampf der SPD eröffnet und vor der faschistischen Gefahr gewarnt. Als er am 11. August auf dem Marktplatz eine Ansprache zum Tag der Verfassung der Republik hielt, erhob sich im Bürgertum ein Sturm der Entrüstung. Massenaustritte wurden angekündigt. Die Kirchenleitung reagierte, indem sie den Parochial-Zwang lockerte, d.h. den unzufriedenen Bürgerlichen freien Lauf zu Pfarrern ihrer Denkart ließ, und das Redeverbot über Politik erließ.¹⁴

Es richtete sich gegen die religiösen Sozialisten. Denn zu dieser Zeit, als der Hitler-Faschismus in der Reichstagswahl vom 14. September 1930 von 12 auf 107 Mandate erstarkte, gab es in der Kirche außer bei den religiösen Sozialisten und den mit ihnen verbündeten Liberaldemokraten keinen entschlossenen Widerstand mehr. Seit 1926 dokumentierten die religiösen Sozialisten das Anwachsen faschistischen Geistes in der Kirche, angefangen von der SA-Standardenweihe in München am 11. September 1926 und der Weihe eines SA-Banners in der Lorenzkirche zu Nürnberg im selben Jahr. Horst-Wessel-Lied als Orgelmusik, Stahlhelm, Säbel und Gewehr auf dem

Altar, Hakenkreuzfahne an der Kanzel, waren die Symptome dieser Entwicklung. Erwin Eckerts Referat auf der badischen Landessynode 1930 hatte den Titel: „Warum kämpfen die Kirchen nicht gegen den Faschismus?“ Es blieb unbeantwortet.

„Christentum und Faschismus sind unvereinbar“, so lautete der im November 1930 gedruckte Aufruf der religiös-sozialistischen Internationale. Der Faschismus wird darin entlarvt als fanatische „Religion völkischer und rassistischer Selbstvergottung“. Das Kreuz als „Sinnbild der vergebenden und rettenden Liebe Gottes“ ist verkehrt in das Zeichen „selbstgerechter und hochmütiger Ausschließlichkeit, ja sogar des Hasses und der Gewalt“. Neben der Vergottung des Staates steht die Unterdrückung der Gegner des Faschismus mit „Gewalt und Mord“. So die Analyse, verbunden mit dem beschwörenden Aufruf: „Werdet des Abgrunds gewahr!“¹⁵

Die Verblendeten hörten nicht. Der Chefredakteur des Deutschen Pfarrblattes, Theodor Wahl, gab den Kommentar: „Wir können dem Opfermut der nationalistischen Jugend, die freudig ihr Leben einsetzt für ihre Sache, ebenso wenig unsere Anerkennung versagen wie ihrem begeisterten Streben, das deutsche Volk und Vaterland aus der gegenwärtigen untragbaren Lage zu befreien.“ In dieser jungen kraftvollen Bewegung sei ein guter Kern. „Verdirb es nicht, es liegt ein Segen drin.“ Gegen diese Apotheose des Hitlerfaschismus hatte die Mehrheit der Leser nichts einzuwenden.

Die Antwort gab der religiös-sozialistische Pfarrer Karl Kleinschmidt, der darauf hinwies, dass die Mörder Rosa Luxemburgs, Karl Liebknechts, Rathenaus und Erzbergers von den Faschisten verteidigt werden und dass im Jahr 1930 allein 35 Arbeiter ermordet wurden. Wenn der Schriftleiter für diese Leute als Opfermütige Verständnis

aufbringe, müsse man sich die Ausgabe als Symptom für die Faschisierung des Pfarrerstandes aufheben.¹⁶

Pfarrer Gotthilf Schenkel, Schriftleiter von „Der Religiöse Sozialist. Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“, fasste 1932 die Antriebsmomente dieses „neuen Heidentums“ (Tillich) zusammen: „Der Nationalismus ist nicht wie der Marxismus ein Versuch wissenschaftlicher Erkenntnis der Ursachen ... der Wirtschaftswirnis – Die Bewegung ist ein Ventil für alles, was an starken Instinkten empordrängt. ... Hass und Idealismus, Rache und Wut, Zorn und Abenteuerlust, Wunsch nach Uniform und Führer, nach Macht, Glanz und neuer Herrlichkeit. Viel alte Leidenschaft kommt wieder zum Durchbruch. Der Antisemitismus des letzten Jahrhunderts, der Bürgerschreck vor dem Sozialismus aus Bismarcks Zeit, die kulturkämpferische Stimmung gegenüber einer katholischen Bevölkerung ..., die Sucht nach neuem Sündenbock.“¹⁷ Heute muss die Kirche beschämt feststellen, dass ihr Auftrag, für die Nachfolge Jesu auf dem Weg des Friedens und der Gerechtigkeit zu werben, vor 1933 von Pfarrern wahrgenommen wurde, die sie mit Berufsverbot bedroht hatte.

Manche Historiker heben hervor, die religiösen Sozialisten seien gescheitert. Dieses Scheitern teilen sie mit den sozialistischen und liberalen Parteien, den Gewerkschaften und den Kirchen. Der Bund wurde 1933 zerschlagen. Führende Mitglieder gingen ins Exil oder wurden in Gefängnis und KZ verschleppt. Hat nicht Bertold Brecht recht mit seinem Gedicht aus dem Jahr 1933? In ihm heißt es: „Unsere Niederlagen nämlich beweisen nichts, als dass wir zu wenige sind, die gegen die Gemeinheit kämpfen.“

1 Reinhard Gaede: *Kirche – Christen – Krieg und Frieden. Die Diskussion im deutschen*

Protestantismus während der Weimarer Zeit. Hamburg-Bergstedt 1975, S. 31

2 L. Ragaz, *Von Christus zu Marx – Von Marx zu Christus*, Werningerode 1929, S. 173

3 *ibid.*, S. 16.

4 L. Ragaz: *Die Botschaft vom Reiche Gottes, Ein Katechismus für Erwachsene*, Bern 1942, S. 24.

5 *Christentum und Faschismus sind unvereinbar! Ein Wort der religiös-sozialistischen Internationale an die europäische Christenheit*, Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes 30. Nov. 1930, Nr. 48 (Nachdruck in: *Der Glaube der religiösen Sozialisten»* Hrsg. W. Deresch, (Furche-Verlag) , Hamburg 1972, S. 209 ff.).

6 Paul Tillich, *Gesammelte Werke II*, Stuttgart 1962 (Nachdrucke), S. 14, 160

7 vgl. Ulrich Peter: *Der ‚Bund der religiösen Sozialisten‘ in Berlin von 1919–1933. Geschichte – Struktur – Theologie und Politik*, Europ. Hochschulschriften XXIII/532, Frankfurt/M, Berlin, Bern, New York, Paris, Wien 1995

8 vgl. Heinrich Dietrich: *Wie es zum Bund der religiösen Sozialisten kam*, Schriften der religiösen Sozialisten 2, Karlsruhe-Rüppurr (1927); Siegfried Heimann/ Franz Walter: *Religiöse Sozialisten und Freidenker in der Weimarer Republik, Solidargemeinschaft und Milieu. Sozialistische Kultur – und Freizeitorganisationen in der Weimarer Republik Bd. 4*, Bonn 1993, Heimann, S. 95–106

9 SdAV, 1926, Nr. 35, S. 181–182

10 SdAV 1926, 24, 128

11 Reinhard Gaede: *Die Stellung des deutschen Protestantismus zum Problem von Krieg und Frieden während der Zeit der Weimarer Republik, in Kirche zwischen Krieg und Frieden. (Studien zur Geschichte des deutschen Protestantismus, Hg. W. Huber, J. Schwerdtfeger)* Stuttgart 1976, S. 373–422, 408, vgl. S. 400–409

12 Vorwärts Nr. 141, 14. Juni 1926, Ausg. A

13 SdAV 1926, Nr. 24, S. 129

14 W. Bredendiek; *Feuerprobe, Evangelisches Pfarrerberblatt* 1967, Heft 4, S. 95–10

15 SdV *ibid*

16 Vgl. Reinhard Gaede: *Kirchenkampf um Weimar. Dokumente des Kampfes der reli-*

giösen Sozialisten gegen den Faschismus, in: Junge Kirche, Beiheft zu Heft 6, 1976; „Macht des Evangeliums in Herrschaftszusammenhängen“ (Festschrift für Wolfgang Schweitzer)

17 *ibid*.

Kundgebung

Der dritte Kongress des Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands, der in Meersburg in der Zeit vom 1. bis 5. August tagte, erlässt folgende *Kundgebung*:

Wir religiösen Sozialisten Deutschlands bekennen uns zur Bewegung des internationalen Sozialismus und kämpfen für seine Verwirklichung in der Welt. Wir führen diesen Kampf in lebendiger Fühlungnahme mit dem arbeitenden Volk, seinen Parteien und seinen freien Gewerkschaften. Diese unsere Einstellung ist für uns eine zwingende Notwendigkeit, umso zwingender, je lebendiger der einzelne religiöse Sozialist von den Kräften des Christentums ergriffen wird. Wir können nicht anders, wir müssen als religiöse Menschen bei denen stehen, die in der Tiefe ringen, und wir glauben zu wissen, dass der Kampf für die Rechte des arbeitenden Volkes ein Schicksalskampf ist um eine neue Gemeinschaft der Menschen untereinander. Aus diesem Bewusstsein heraus erheben wir lauten Einspruch gegen die ungeheuerlichen Verhältnisse des gegenwärtigen Lebens, in denen Geld alles und der Mensch nichts bedeutet. Sie sind die Quelle für die großen Übel, an denen unsere Zeit krankt: Arbeitslosigkeit und Wohnungsnot und damit verbunden in ungeheurem Ausmaß seelische und geistige Verwüstung, körperliches und wirtschaftliches Elend. Allen schwergeprüften Brüdern und Schwestern des Proletariats rufen wir

zu: Wir fühlen uns verantwortlich und mit euch verbunden in der Tiefe unseres Gewissens, weil euer Leid unser Leid, eure Sehnsucht unsere Sehnsucht ist. Angesichts der Kriegsbeschädigten und Kriegsverwaissten, angesichts der durch die Inflation Enterbten und Beraubten unseres Volkes, angesichts der Arbeitsinvaliden und der vom Lebenskampf Zerbrochenen protestieren wir gegen die Verschleuderung von Volksgut an die Fürsten, bedauern nach wie vor aufs tiefste die verfehltete Stellungnahme großer kirchlicher Verbände und stehen als religiöse Sozialisten auf dem Standpunkt, dass es eine Versündigung im Geist des Evangeliums ist, Millionäre zu schaffen, solange das Geld den höchsten Wert des Lebens darstellt, und Menschen aus Hunger heraus sich selbst das Leben nehmen müssen.

Innerhalb der Kirche kämpfen wir für die Rechte des arbeitenden Volkes und dafür, dass die Grundsätze des Christentums durchgeführt werden auch in den öffentlichen Ordnungen des Daseins: Gerechtigkeit unter den Menschen, Friede auf Erden und allen Volksgenossen Freude und volles Genüge! In diesem Geist rufen wir alle Menschen auf, die guten Willens sind, sich mit uns zusammenzuschließen unter der Losung: Durch das Evangelium zum Sozialismus! Durch den Sozialismus zum Evangelium!

Bund der religiösen Sozialisten Deutschlands (SdAV 15. August Nr. 33, S. 173)

Was wollen die religiösen Sozialisten?

Der Bund der religiösen Sozialisten, seine Grundsätze und Ziele, seine Organisation und seine Methoden*

Von Erwin Eckert (1893–1972)

Werte Zuhörer!

Wenn ich Ihnen in Kürze über die Bewegung der religiösen Sozialisten in Deutschland berichten soll, so bin ich mir wohl bewußt, daß es in der uns zur Verfügung stehenden Zeit nicht möglich ist, Sie über alle Gruppen der religiös-sozialistischen Bewegung zu informieren. Ich werde mich darauf beschränken müssen, von der Gruppe zu sprechen, die versucht, in der Öffentlichkeit die Fragen und Probleme zu beantworten, die auftauchen, wenn es sich um das Verhältnis von Religion und Sozialismus handelt, und die aus der ihr so gewordenen Erkenntnis die praktischen Konsequenzen zieht. Wir werden also etwas hören von dem Bund der religiösen Sozialisten, seinen Grundsätzen und Zielen, seiner Organisation und seinen Methoden.

Die Anfänge des Bundes gehen zurück auf den Ausgang des Weltkrieges. Anfang 1919 fanden sich überall in Deutschland, in Baden, im Rheinland, in Berlin, in Thüringen, Menschen zusammen, die zur gleichen Zeit Sozialisten und Christen sein wollten. Sie waren überzeugt davon, daß ein Christ sich zum Kampf für die sozialistische Neuordnung des gesellschaftlichen Lebens um seines Glaubens willen einzusetzen habe, aus Gehorsam gegen die Verpflichtungen christlicher Sittlichkeit.

Der Zusammenbruch der alten Ordnung, die Erschütterungen des Kriegserlebnisses,

die Diskrepanz zwischen christlicher Forderung und Wirklichkeit war die Ursache der Erkenntnis, die diese Menschen zusammenführte. Es ist begreiflich, daß sich innerhalb dieser kleinen Gruppen die verschiedensten Auffassungen über die Aufgaben der religiösen oder evangelischen Sozialisten, wie sie sich anfangs nannten, zeigten. Manche glaubten, gegenüber der marxistischen Begründung der sozialistischen Bewegung eine religiös-sittliche Begründung der sozialistischen Forderungen vertreten zu müssen, dem Materialismus der sozialistischen Arbeiterbewegung einen besseren, idealistischen Sozialismus entgegenstellen zu müssen, andere, es sei die Aufgabe der religiösen Sozialisten, sozialdemokratische Zellen in den Kirchen zu bilden, um dieses „Herrschaftsinstrument“ der bürgerlichen Kreise zu neutralisieren.

Wieder andere hielten die Zeit für gekommen, um die christliche Lehre so zu entschränken, daß sie sich in nichts Wesentlichem mehr von der freidenkerischen Propaganda unterscheide. Wieder andere meinten, daß man den Sozialismus als die dem Wirtschaftskampf der Arbeiterklasse zugrunde liegende geistige Haltung zu einer neuen Sittlichkeit, zu einer neuen Religiosität zu steigern die Aufgabe hätte. Eine letzte Gruppe meinte, alle in irgendeiner Weise religiös empfindenden Menschen zusammenzufassen ohne Rücksicht auf ihre Konfession, soweit sie sich zur sozialistischen Bewegung bekannten.

Die beiden Kongresse der religiösen Sozialisten in Meersburg am Bodensee 1924 und 1926 förderten die Klärung der Grundhaltung all dieser verschiedenen Gruppen und erreichten ihren Zusammenschluß zu einem Bund der religiösen Sozialisten, der in seinen Reihen alle gläubigen Christen, die sich zum sozialistischen Kampf bekannten, vereinigte. Das Organ des ganzen Bundes wurde das „Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes“, das in Karlsruhe erscheint im Verlag der religiösen Sozialisten. Es ist das Kampf- und Mitteilungsblatt der religiösen Sozialisten.

Eine direkte Folge des 2. Meersburger Kongresses war die Gründung des Bundes der religiösen Sozialisten Österreichs, dessen Organ „Der Menschheitskämpfer“ in Wien monatlich erscheint. Während in der deutschen Organisation in erster Linie, aber nicht ausschließlich evangelische Christen zusammengefaßt sind, wird der Kern der österreichischen Bewegung von katholischen Sozialisten gebildet. Der Bund gibt außer dem „Sonntagsblatt“ Broschüren heraus in seinem Verlag, in denen Hauptfragen der Bewegung behandelt werden. Durch einen religiös sozialistischen Pressedienst werden die kirchliche und die Tagespresse über Tatsachen aus dem Arbeitsbereich des Bundes regelmäßig instruiert.

Der 4. Kongreß der religiösen Sozialisten, der im August 1928 in Mannheim stattfand, nahm einstimmig folgende, für die Zugehörigkeit zum Bund verpflichtende Richtlinien an, die Mannheimer Richtlinien:

1. Die religiösen Sozialisten kämpfen in bewußter Verantwortung vor Gott und den Menschen in und mit dem revolutionären Proletariat um die sozialistische Neuordnung; sie haben erkannt, daß die Religion beim Aufbau der sozialistischen Gemeinschaft eine entscheidende Rolle spielt.

2. Das privatkapitalistische System bedingt den Klassenkampf in der Wirtschaft, im Staate und in allen Beziehungen des gesellschaftlichen Lebens. Die besitzende und darum herrschende Klasse sucht das Bestehende zu sichern, die abhängige und besitzlose Klasse zu unterdrücken und zu ihrem Vorteil auszunützen. Die unterdrückten Massen aber suchen sich zu befreien und eine bessere Art des Lebens der Menschen untereinander zu erzwingen. Das Proletariat führt diesen Klassenkampf gemäß den Erkenntnissen, die es Karl Marx verdankt. Jede Propaganda gegen diesen Kampf der Arbeiterschaft um die Neugestaltung der Wirtschaft und Gesellschaft ist vom Bund der religiösen Sozialisten aus unmöglich. Das schließt nicht aus, daß die religiösen Sozialisten wie alle anderen Sozialisten die fundamentalen Erkenntnisse der marxistischen Forschungs- und Arbeitsmethoden studieren, kritisieren und an ihrer Ergänzung und Vertiefung arbeiten.

3. Die besondere Aufgabe der religiösen Sozialisten ist es, die Kräfte des Evangeliums für das Leben des einzelnen Menschen und für den Aufbau der sozialistischen Gemeinschaft wirksam zu machen. Sie führen darum einen entschlossenen Kampf gegen die antisozialistische Grundlage und Agitation der bestehenden Kirchen, der sich christlich nennenden Verbände und Zeitschriften.

4. Die religiösen Sozialisten sind überzeugt, daß der Sieg des Proletariats nicht aufgehalten werden kann, wenn der aus Not und Elend geborene Kampf der Müheligen und Beladenen, der Unterdrückten und Ausgebeuteten von der Gewißheit durchdrungen wird: Gott will es, daß wir alle Kräfte einsetzen für die neue, die kommende Ordnung, eine Ordnung der Gerechtigkeit, des Friedens und der brüderlichen Gemeinschaft.

Soweit die Mannheimer Richtlinien. Auf demselben Kongreß in Mannheim wurde die Herausgabe der seither erscheinenden Zweimonatszeitschrift für Religion und Sozialismus beschlossen, die ebenfalls im Verlag des Bundes zu haben ist; die einzige Zeitschrift in Deutschland, die ausschließlich der theoretischen Klärung der Problematik dienen will, die sich bei der Diskussion über das Verhältnis von Religion und Sozialismus ergibt.

Der 5. Kongreß des Bundes findet in diesen Tagen, nämlich vom 1.–5. August in Stuttgart statt. Die Hauptthemen der Tagung sind:

1. das Recht und die Aufgabe der religiösen Sozialisten in Kirche und Arbeiterschaft,
2. der Faschismus eine Gefahr für das Christentum,
3. Sozialversicherung und Sozialgesetzgebung als Forderungen christlicher Sittlichkeit.

Über unsere Organisation ist folgendes zu sagen: Zur Zeit sind dem in der Geschäftsstelle in Mannheim, Jungbuschstrasse 9, zentralisierten Bund 15 Landesverbände eingegliedert, nämlich Anhalt, Baden, Bayern, Hamburg, Hessen-Darmstadt, Hessen-Nassau, Pfalz, Preußen, Rheinland, Sachsen, Thüringen, Württemberg, Lippe, Saargebiet und Österreich. *Die Landesverbände gliedern sich in Ortsgruppen und Bezirksverbände. Der Vertrauensmännerkörper der Organisation setzt sich zusammen aus Arbeitern, Angestellten, Beamten und von den 16.000 evangelischen Geistlichen, die es in Deutschland gibt und die sich bewußt zur sozialistischen Bewegung kennen.*

Die religiösen Sozialisten der verschiedenen Länder Europas sind zusammengefaßt in einem internationalen Komitee, dessen Vorsitz Professor Ragaz, Zürich, innehat.

Angeschlossen sind Belgien, Deutschland,

Frankreich, England, Holland, Österreich und die Schweiz.

Die Grundsätze des Bundes der religiösen Sozialisten, von denen wir vorhin in den Mannheimer Richtlinien gehört haben, scheinen für viele Christen und für viele Sozialisten deshalb unannehmbar zu sein, weil es nach ihrer Ansicht ein Widerspruch in sich selbst sei, daß ein gläubiger Christ ein kämpfender Sozialist und ein entschlossener Sozialist ein frommer Christ sein könne. Es werden immer in der Diskussion, die sich an die vielen Vorträge, die vom Bund aus in der Öffentlichkeit gehalten werden, Zitate der sozialistischen Führer Marx, Engels, Bebel, Liebknecht usw. angeführt, die beweisen sollen, daß es ganz unmöglich sei, zu gleicher Zeit Christ und Sozialist zu sein. Immer wiederkehrende Schlagworte dieser Art sind etwa Worte wie die „Religion ist Opium für das Volk“, „Christentum und Sozialismus stehen einander gegenüber wie Wasser und Feuer“ oder das oft zitierte Wort von Heine: „Den Himmel überlassen wir den Engeln und den Spatzen“. Für eine grundsätzliche Überlegung der Zulänglichkeit der religiös-sozialistischen Position besagen diese Worte nichts, da sie nicht so sehr der Religion als vielmehr *dem politischen Mißbrauch der Religion* gelten.

Ebenso wenig kann man dem Einwand weiterer christlicher Kreise Bedeutung beimessen, die, weil es der kirchlichen Tradition widerspricht, nichts von dieser sozialistischen Bewegung innerhalb der christlichen Kirchen wissen wollen.

Viel wichtiger sind die Einwendungen, die aus der christlichen Grundhaltung gegen die sozialistische Bewegung und ihren Kampf erhoben werden. Man sagt oft, dass die christliche Frömmigkeit eine mehr oder minder deutliche Abkehr von der Welt und ihren Aufgaben fordere, „Habt nicht lieb die Welt noch was in der Welt ist“.

Die sozialistische Bewegung dagegen verlangt stärkstes Interesse jedes sich zu ihr kennenden an den Angelegenheiten des wirtschaftlichen, politischen und gesellschaftlichen Lebens. Es ist fraglos richtig, daß die Religion es zunächst mit einer ganz anderen Sphäre zu tun hat als der sozialistische Kampf. In der Religion geht es um die Fragen nach der letzten Erkenntnis, nach der Erlösung des Menschen aus Schuld und Sünde, um die Frage nach Ewigkeit und Unvergänglichkeit des Lebens. Im sozialistischen Kampf dagegen handelt es sich um die konkrete Aufgabe, eine neue Ordnung aller gesellschaftlichen Beziehungen der Menschen untereinander zu finden. Die Religion trägt den Menschen über das Zeitlich-Irdische hinaus; der sozialistische Kampf zwingt den Menschen in die greifbarsten Zusammenhänge des irdischen Lebens hinein. Aber gerade deshalb ist es mindestens theoretisch durchaus möglich, daß ein Mensch zur gleichen Zeit tief religiös und doch den Aufgaben des täglichen Lebens als Sozialist zugewendet sein kann. *Es ist nämlich nicht ersichtlich, warum der Glaube an den persönlichen Gott, an Jesus Christus als den Sohn Gottes, an den Heiligen Geist etwa logischerweise den Kampf um eine neue Ordnung der menschlichen Gesellschaft ausschließen oder unmöglich machen sollte.* Die Aufgaben der Religion liegen zunächst auf einer ganz anderen Ebene als die des politischen und wirtschaftlichen Kampfes.

Die sozialdemokratische Partei hat aus dieser Erkenntnis folgerichtig in dem Kommentar zum Heidelberger Programm erklärt, daß es sich zwar mit der politischen Überzeugung eines Sozialdemokraten nicht verträge, sich gleichzeitig zu einer anderen politischen Partei zu bekennen; „dagegen“, so fährt der Kommentar der SPD weiter, „ist mit dem Bekenntnis zur Sozialdemo-

kratie jedes religiöse Bekenntnis zu vereinbaren. Man kann ein frommgläubiger Christ, ein strenggläubiger Katholik und doch zugleich ein vortrefflicher Sozialdemokrat sein. Der Politiker hat es mit konkreten Maßnahmen zu tun; er muß zu bestimmten politischen Ereignissen und wirtschaftlichen Vorgängen Stellung nehmen; die Partei im ganzen berät darüber, und das einzelne Parteimitglied muß sein Verhalten danach einrichten. Die Religion hat es mit übersinnlichen Fragen zu tun, mit Dingen, die nicht greifbar sind und von den Menschen je nach ihrer Erziehung, ihrer geistigen und seelischen Veranlagung ganz verschieden beantwortet werden, mit Fragen nach den Ursachen und dem Endzweck alles Seins, nach dem Wesen der Dinge, nach den unerforschten Geheimnissen in Natur und Menschenleben. Es muß dem einzelnen überlassen bleiben, ob er gegenüber den Welträtseln die Hilfe und den Trost, die religiöse Gläubigkeit zu bieten vermögen, in Anspruch nehmen will oder nicht. Wem der Gottesdienst in einer der großen kirchlichen Gemeinschaften oder in einer kleineren Gruppe, wem die Feiertage in einer Weltanschauungsgemeinde Trost für die Seele und Erhebung über den Alltag bedeuten, der wird durch die Sozialdemokratie daran nicht gehindert, sie achtet darin die Wahrnehmung eines ureigenen persönlichen Menschenrechts. Andererseits verlangt die Sozialdemokratie aber von den öffentlichen Körperschaften die gleiche weitherzige Duldung für die, die eines religiösen Trostes nicht bedürfen oder darüber hinaus jede Religion und jeden Gottesglauben ablehnen“. Das Linzer Programm der österreichischen Sozialdemokratie steht auf demselben Standpunkt.

Daß es der Sozialdemokratischen Partei mit dieser Stellung ernst ist, erhellt aus dem

Schriftwechsel des Bundes der religiösen Sozialisten mit dem Parteivorstand der SPD, in dem verschiedentlich darauf hingewiesen wird, daß die SPD der religiösen Auffassung des einzelnen gegenüber die strengste Neutralität übt.

Dieses Verhältnis der Neutralität zwischen Religion und Sozialismus ändert sich aber sofort, wenn die aus der religiösen Grundhaltung heraus sich ergebenden Forderungen christlicher Sittlichkeit in Beziehung gesetzt werden zu den Forderungen des sozialistischen Kampfes. Denn nun befinden sich Christentum und Sozialismus auf derselben Ebene des Handelns und der Kämpfe. Sie können sich nicht mehr aus dem Wege gehen, da sich beide an den Willen des Menschen wenden, ihn beide zu einer bestimmten Aktivität im persönlichen und gesellschaftlichen Leben aufrufen.

Es erhebt sich nun die Fragen, ob sich die Forderungen christlicher Sittlichkeit einerseits und sozialistischen Kampfes andererseits gegenseitig ausschließen, sich ergänzen oder doch in der gleichen Richtung sich bewegen. Vielleicht kann man die Forderungen christlicher Sittlichkeit zusammenfassen in den drei folgenden Thesen:

1. Verliere Deine Seele nicht im Getümmel des Lebens; sie ist Gottes Teil in Dir.
2. *Anerkenne den Nebenmenschen, denn er ist auch Gottes Kind; sei zur Hilfe bereit an den Schwachen, Kranken und Einsamen.*
3. Arbeite und kämpfe für das Reich Gottes auf dieser Erde!

Und was sind letzten Endes die Forderungen des sozialistischen Kampfes, losgelöst von ihrer direkten und wirtschaftlich-politischen Beziehung, auf eine allgemein gültige Formel gebracht?

1. *Erlösung des arbeitenden Menschen aus der Lohnknechtschaft des kapitalistischen Sy-*

stems, aus der Mechanisierung des Produktionsprozesses, die seine Seele tötet.

2. *Überwindung der Klassenschichtung in der heutigen Gesellschaft, Anerkennung aller ehrlich Arbeitenden als gleichberechtigte Menschen in einer klassenlosen Gemeinschaft, in der die Schwachen, Kranken und Einsamen von den Gesunden und Arbeitsfähigen Brüderlich getragen werden.*

3. Kampf um eine Erneuerung des menschlichen Lebens und all seinen Beziehungen um Gerechtigkeit, Freude und Frieden auf Erden in einer jenseits aller nationalen Bindung geeinten Menschheit.

Wenn man diese Forderungen miteinander vergleicht, so ist es für einen unvoreingenommenen Christen und Sozialisten deutlich erkennbar, daß die Forderungen christlicher Sittlichkeit und die den sozialistischen Kampf erklärenden Hoffnungen aufs engste zusammengehören, daß jedenfalls kein grundsätzlicher Widerspruch zwischen christlicher Ethik und sozialistischem Kampf besteht.

Wenn trotzdem in der Praxis des öffentlichen Lebens, bei der Stellungnahme der christlichen Kirche und der sozialistischen Partei zu der einen oder anderen Frage des wirtschaftlichen, politischen oder kulturellen Lebens eine sehr verschiedenartige, ja oft geradezu eine unversöhnliche Gegensätzlichkeit ist, dann kommt das nach der Auffassung der religiösen Sozialisten daher, daß einerseits die *Bindung der christlichen Kirchen an die Form des Staates und gesellschaftlichen Lebens der vergangenen monarchistisch, nationalistisch, liberal, kapitalistischen Periode* und andererseits die Animosität vieler sozialistischer Funktionäre gegen alles, was mit Kirche und Religion zusammenhängt, eine fast undurchdringbare Sphäre des Mißtrauens, der Mißverständnisse, ja der Verständnislosigkeit geschaffen hat, die von der sachlichen Gleichgerichtet-

heit der Ziele der christlichen Sittlichkeit und des sozialistischen Kampfes nichts mehr ahnen läßt. Im Grunde aber, so meinen die religiösen Sozialisten, sollten sich die gläubigen Christen und die entschlossenen Sozialisten finden, da es keinen sachlich entscheidenden Einwand dagegen gibt, daß sie zusammen um die Erneuerung der Völker kämpfen. Die religiösen Sozialisten möchten daher erreichen, daß die Sphäre des Mißtrauens zwischen den christlichen Kirchen und den sozialistischen Parteien mehr und mehr verschwindet, ja daß es einmal selbstverständlich wird, daß ein gläubiger Christ ein kämpfender Sozialist und ein entschlossener Christ ist.

Diese ihre Auffassung suchen die religiösen Sozialisten in der Öffentlichkeit bekannt zu machen und zu propagieren und auch da zu verteidigen, wo gegen die Einzelforderungen des sozialistischen Kampfes von kirchlicher Seite und gegen die Verpflichtung christlichen Glaubens von sozialistischer Seite Einwendungen gemacht werden. Wenn z.B. behauptet wird, daß christliche Gläubigkeit den Menschen verpflichtet, das Leid der Welt zu tragen und alles, auch die Unzulänglichkeit der Verhältnisse, auf sich zu nehmen, während die Sozialisten das Leid der Welt zu überwinden und zu vernichten trachteten, so sagen die religiösen Sozialisten, es sei zu unterscheiden zwischen dem Leid und dem Leiden der Welt. Alle Leiden aus der Unzulänglichkeit der menschlichen Gesellschaftsordnung und der Unchristlichkeit der Masse, sind unter allen Umständen nach den Verpflichtungen christlicher Sittlichkeit zu bekämpfen und zu überwinden. Das Leid der Welt jedoch, Kummer und Sorgen des Herzens, Krankheit, Sünde, Tod werden auch in der sozialistischen Ordnung bleiben und nur durch einen starken Glauben an Gott den Vater aller

Menschen, der die Liebe und Güte ist, getragen und ehrlich überwunden werden können.

Wenn man den religiösen Sozialisten vorhält, es sei lieblos, den Klassenkampf mitzukämpfen, und ein Christ sollte für die Versöhnung aller Klassen und Schichten eintreten, dann weisen sie darauf hin, daß es eine Selbsttäuschung ist, anzunehmen, es könnte sich irgendein heute lebender Mensch seiner Einordnung in eine der Fronten des Klassenkampfes entziehen. *Der Klassenkampf ist eine Tatsache, der sich niemand entziehen kann, es ist für die religiösen Sozialisten eine Verpflichtung, daß sie sich auf der Seite des Proletariats in den Kampf gestellt sehen gegen die Klasse der Besitzenden und die Gesellschaft der Herrschenden.*

Die religiösen Sozialisten haben daher sowohl innerhalb der bestehenden christlichen Kirchen als auch der bestehenden sozialistischen Organisationen ihre besondere Stellung und Aufgabe. Sie wollen eine Neuorientierung der christlichen Kirchen erreichen, das Verhältnis von Kirche und Staat neu regeln, die absolute, auch die finanzielle Trennung von Kirche und Staat durchführen, solange der Staat seiner Art und Methode nach sich nicht christlich nennen kann. Sie wollen die Kirche dazu bringen, daß sie die kapitalistische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung anklagt und eine Besserung der Verhältnisse durch den Sozialismus erhofft. Sie wollen erreichen, daß die Kirche das öffentliche Gewissen aufruft zu einer viel intensiveren und selbstverständlicheren Hilfe des Staates und der Kommunen an den Arbeitslosen, Armen, Kranken, Kriegsopfern und Alten unseres Volkes. Sie wollen einen Umbau und eine Erneuerung des gottesdienstlichen Lebens und eine Erneuerung der religiösen Unterweisung der Jugend vorbereiten. Sie wollen, daß die Kirchen die Seelen aufrufen

zur Friedensbereitschaft und Völkerverständigung. In den sozialistischen Parteien wollen sie das Mißtrauen des Proletariats gegen Religion und lebendiges Christentum überwinden, durch ihr Dasein innerhalb der Parteien den Nachweis liefern, daß man auch als Sozialist ein gläubiger Christ sein kann, und darauf hinarbeiten, daß die alten Manuskripte der Vorkriegszeit gegen Religion und Kirche verbrannt werden. Um ihre Ziele in den christlichen Kirchen zu erreichen, müssen die religiösen Sozialisten sich dort Einfluß erringen. In der evangelischen Kirche geschieht das dadurch, daß bei den Wahlen der kirchlichen Körperschaften zu Landeskirchentagen, Synoden, Kirchengemeinderäten, Kirchengemeindenausschüssen besondere religiös-sozialistische Wahllisten aufgestellt und die sozialistisch eingestellten Männer und Frauen, die in der evangelischen Kirche organisiert sind, aufgefordert werden, nur die Listen der religiösen Sozialisten zu wählen. Wenn man bedenkt, daß etwa 10 Millionen bei den letzten Reichstagswahlen sozialistisch und etwa 4 Millionen kommunistisch gewählt haben, von denen mindestens 12 Millionen in den christlichen Kirchen organisatorisch zusammengefaßt sind, so kann man sich ein Bild machen, welchen Machteinfluß die religiösen Sozialisten auf die zukünftige Führung der Kirche gewinnen könnten, wenn es ihnen gelingt, auch nur einen beträchtlichen Teil der Sozialisten und Kommunisten, die Christen und Kirchenmitglieder sind, für ihre Ziele zu mobilisieren.

Die Kirchenwahlen, an denen sich die religiösen Sozialisten bisher in größerem Maßstab beteiligt haben *in den Landeskirchen Baden, Pfalz, Thüringen, Anhalt, haben über 66.500 sozialistische Stimmen gebracht. 24 sozialistische Abgeordnete sind in den Landessynoden der angeführten Kirchen eingezogen; in*

3 Kirchenregierungen ist je ein Sozialist stimmberechtigt; Hunderte von Sozialisten sitzen bereits in den örtlichen kirchlichen Vertretungen und arbeiten dort praktisch für die Ziele des Bundes.

In der katholischen Kirche hat sich im letzten Jahr eine besondere Bewegung gebildet, die ein Blatt „Das rote Blatt der katholischen Sozialisten“ herausgibt. Die katholischen Sozialisten suchen zunächst theoretisch die Probleme zu klären, die sich zwischen der besonderen, katholisch dogmatisierten Frömmigkeit und der sozialistischen Kampfeinstellung ergeben. Sie wollen dem einzelnen katholischen Sozialisten Heimatrecht in seiner Kirche erkämpfen. Von einer direkten kirchenpolitischen Aktion der katholischen Sozialisten kann mindestens vorerst bei der ganz anders gearteten kirchlichen Verfassung der katholischen Kirche nicht die Rede sein.

In der neuesten Zeit haben sich auch jüdische religiöse Sozialisten zusammengefunden, die dem sozialistischen Kampf auch in ihren Kreisen und von ihrer Kulturgemeinschaft aus sittlich und religiös dienen wollen.

Die Absicht der religiösen Sozialisten und die praktische Inangriffnahme ihrer Aufgaben löst natürlich vor allem in der evangelischen Kirche lebhaftere literarische und kirchenpolitische Kämpfe aus, die sich hier und da zu Strafmaßnahmen der gegenwärtigen Kirchenregierungen gegen die Wortführer der Bewegung verdichten. Das alles kann aber die religiösen Sozialisten nicht irre machen an ihrer Aufgabe und der entschlossenen Verfolgung ihres Zieles. Sie wissen, daß sie die historische Aufgabe der Befreiung der christlichen Kirchen von den Schlacken und Bindungen der Vergangenheit durchzuführen haben und die Vorbereitung der kommenden Gesellschaftsordnung durch die in einer

neuen Kirche besser verwalteten Kräfte lebendigen Glaubens und entschlossener nach vorwärts gerichteter Sittlichkeit. Sie haben die Auffassung, daß sie die Vorbereitung einer neuen radikalen Reformation in Angriff nehmen müssen. Das Verhältnis des Bundes der religiösen Sozialisten zu den sozialistischen Parteien ist im Lauf der Jahre immer klarer geworden. *Die meisten Bundesmitglieder sind organisierte Sozialdemokraten. Ein kleinerer Teil steht zu den Kommunisten oder ist gar nicht politisch organisiert. Es wird sehr darauf gehalten, daß nur Sozialisten und nicht alle möglichen Weltverbesserer und verärgerte Volksbeglückter in den Reihen des Bundes zu Vertrauensleuten und Wortführern werden können.* Man achtet die religiösen Sozialisten in der Partei, wo man sie kennt; man weiß, daß sie mit die zuverlässigsten und opferbereitesten Genossen sind. Trotzdem ist auch heute noch in der sozialdemokratischen Partei sehr viel Mißtrauen gegen die Bewegung, weil noch zu wenig bekannt ist, was die religiösen Sozialisten eigentlich wollen, und sie sehr oft mit bürgerlich-sozialreformerischen Bewegungen christlicher Kreise verwechselt werden. Immerhin werden die religiösen Sozialisten in wachsendem Masse von Parteisekretariaten und sozialdemokratischen Ortsvereinen als Sachverständige in den Fragen des religiös-kirchlichen Lebens und des kulturellen Kampfes unserer Tage angerufen. In unzähligen Parteiversammlungen sprachen die religiös-sozialistischen Redner über die Frage nach dem Verhältnis zwischen Religion und Sozialismus.

In Wahlkämpfen sehen die religiösen Sozialisten darin eine ihrer Hauptaufgaben, dem bürgerlichen Kampftruf gegen den Sozialismus: „Die Religion ist in Gefahr durch die Sozialisten“ durch die Tatsache ihrer Existenz zu entkräften. Wir wissen wohl, daß wir der sozialdemo-

kratischen Partei dadurch zunächst rein agitatorisch dienen, wissen aber auch, daß durch diese Agitation vielleicht dazu beigetragen werden kann, die zugeschütteten Schächte zu der Seele des Proletariats zu öffnen. Der Bund hat sich keine Mühe gegeben, etwa Parteigenossen, die aus der Kirche ausgetreten sind aus inneren Gründen, durch Propaganda wieder in die Kirche hineinzubringen. Sie sehen dazu auch solange keine Möglichkeit, solange nicht durch ihren ausschlaggebenden Einfluß die Kirche radikal geändert ist.

Die Kommunistische Partei Deutschlands verlangt bekanntlich von ihren Funktionären und Mitgliedern den Austritt aus den bestehenden Kirchen. Es ist darum nur zu verständlich, daß die kommunistischen Funktionäre sich keine Mühe geben, den Sinn der religiös-sozialistischen Bewegung zu begreifen, um so mehr aber in der oberflächlichsten Weise gegen die Bewegung Front machen, was wir außerordentlich bedauern.

Wir glauben der sozialistischen Gesamtbewegung durch ihre besondere Art darum viel nützen zu können, weil nach unserer Ansicht die sozialistische Ordnung nicht nur durch den Kampf um die politische Macht im Staate und die Durchführung der Gemeinwirtschaft kommen und bestehen wird, sondern auch seelisch, innerlich vorbereitet sein muß in den Herzen der Menschen. Egoistische, gewalttätige, liebelose, unverantwortliche Menschen, die sich nicht in den Dienst eines Höheren und Ewigen gestellt wissen, die sich nicht in ihrem Gewissen zum Dienst an den Mitmenschen gezwungen sehen, werden die sozialistische Gemeinschaft nicht bauen können. Die Disziplinierung und Erziehung der Massen, wie sie der politische und wirtschaftliche Kampf mit sich bringt und die Kulturbewegung der Arbeiterschaft,

kann diese inneren Voraussetzungen der sozialistischen Gemeinschaft nicht allein schaffen.

Wir glauben, daß durch unsere besondere Einstellung innerhalb der sozialistischen Gesamtbewegung eine Radikalisierung erreicht wird, die der sozialistischen Bewegung die Stagnationsgefahr in den Übergangszeiten der Koalitionspolitik und die Gefahren einer rot angestrichenen Kleinbürgerlichkeitssphäre eines roten Spießbürgertums erspart. Die Arbeit der religiösen Sozialisten ermöglicht darüber hinaus eine Stabilisierung der sozialistischen Bewegung im Bewußtsein der Masse, die nicht durch wissenschaftliche Deduktionen und nicht durch die an die Erhaltungsinstinkte appellierende Agitation dauernd in der sozialistischen Front gehalten werden kann und ohne das Bewußtsein der schicksalhaften Notwendigkeit des Kampfes, ohne den Glauben an den gottgewollten Kampf leicht augenblicklicher Verzagtheit anheim fällt, wenn die sichtbaren, die handgreiflichen, entscheidenden Erfolge ausbleiben.

Die Arbeit der religiösen Sozialisten bewirkt außerdem eine Positivierung der sozialistischen Bewegung. Von dem Nur-Neigieren des Bestehenden, von dem Nur-Kritisieren des Alten hebt sich bei ihnen deut-

lich die Schau des Positiv-Neuen, der Wille zum Aufbau, die Vorbereitung des Neuen von innen her und die positive Sehnsucht nach einer Verwirklichung menschlicher Gemeinschaft ab. Das Bewusstsein der ungeheueren Verantwortung des Einzelnen und der Gesamtbewegung vor dem nach Gottes Willen Kommenden löst eine neue Gewissenhaftigkeit aus, ein demütiges Sich-Selbst-Prüfen, das Zur-Buße-Gerufen-Sein auch für den Sozialisten, der im Kampf um das neue Reich schuldig zu werden in Gefahr steht oder schuldig geworden ist.

In all ihrer Arbeit und ihrem Kampf suchen die religiösen Sozialisten nicht das Ihre. Sie kämpfen nicht, um aufzulösen, sondern um zu erfüllen.

Das Symbol, unter dem sie ihren besonderen Kampf kämpfen, ist die rote Fahne der proletarischen Revolution mit dem schwarzen Kreuze Jesu Christi.

**Rundfunkrede am 28. 7.1930 in Frankfurt/Main*

Das Manuskript des Rundfunkvortrages befindet sich in der „Sammlung Eckert“ im Privatarchiv Dr. Friedrich-Martin Balzer.

Der Thüringer Friedenspfarrer Ernst Böhme

Von Karlheinz Lipp

Viele evangelische Pfarrer und Theologen unterstützen rückhaltlos die aggressive Macht- und Militärpolitik des Deutschen Kaiserreichs. Nur wenige übten Kritik an der weit verbreiteten Kriegstheologie – zu ihnen zählte Ernst Böhme.

Von 1894 bis 1920 bezog Böhme konsequente Stellung gegen den Krieg und unterschied sich damit deutlich von vielen seiner Kollegen. Er organisierte den Ersten Deutschen Friedenskongress in Jena 1908 und entwickelte wichtige friedenspädagogische Positionen. In den ersten Jahren nach 1918

zog Böhme eine kritische Bilanz einer militarisierten Kirche.

Werdegang

Ernst Böhme (1862-1941) wurde am 5. März 1862 in Jena als Sohn eines Seifensieders geboren. Er entstammte also nicht wie viele Geistliche einer Pfarrer- oder Lehrerfamilie. Nach dem Schulbesuch in Gera studierte er in seiner Heimatstadt evangelische Theologie. Seine Verbundenheit zu der Fakultät zeigte sich in einer Publikation anlässlich der 350-Jahr-Feier im Jahre 1907.

Nach der Ordination in Weimar wirkte er 1888/89 als Diakonus in Lobeda, südlich von Jena. Von 1899 bis zum Ruhestand 1933 versah Böhme seine erste und einzige Pfarrstelle in Kunitz (mit der Zweigstelle Laasan), nördlich von Jena. Die Arbeit als Seelsorger in den beiden relativ kleinen Gemeinden ließ Böhme Zeit und Muße genug, um sich seinen Veröffentlichungen sowie der Musik zu widmen. Am 14. Dezember 1888 heiratete er in München Elsbeth Sohnce, Tochter eines Professors der Physik. Aus der Ehe gingen fünf Kinder hervor. Der Friedenspfarrer starb am 1. März 1941 in Jena.

Der Friedenstheologe

Bertha von Suttner und Alfred Hermann Fried gründeten in Berlin 1892 die Deutsche Friedensgesellschaft (DFG), die bis 1914 in ca. 100 Ortsgruppen ca. 10.000 Mitglieder umfasste. Den regionalen Schwerpunkt dieser Friedensorganisation bildete Württemberg. Dies lag besonders an dem sehr aktiven Stuttgarter Stadtpfarrer Otto Umfrid, der mehrere Jahre als Vizepräsident der DFG arbeitete und für den Friedensnobelpreis 1914 vorgeschlagen wurde.

Böhme äußerte sich schon sehr früh, nämlich 1894 wie auch Umfrid, zum Thema

Christentum und Friede. Wie viele Friedensbewegte seiner Generation wurde auch Böhme durch Bertha von Suttners weltberühmten Roman „Die Waffen nieder!“ (1889) entscheidend geprägt. Der Einfluss dieses Werkes für die Entwicklung des organisierten Pazifismus kann nicht hoch genug eingeschätzt werden. Ein Vergleich hinsichtlich der Auswirkungen von Belletristik auf gesellschaftliche Entwicklungen mit Harriet Beecher-Stowes berühmten Buch „Onkel Toms Hütte“, einem engagierten Roman zur Abschaffung der Sklaverei, ist mehr als angebracht.

Der Auftritt des Militärpfarrers und Konsistorialrats Mölser in Suttners Roman berührte Böhme besonders peinlich. Dieser Kirchenfunktionär, ein typischer Vertreter des weit verbreiteten militarisierten Christentums, vertritt die These, wonach der Krieg vom christlichen Standpunkt aus völlig gerechtfertigt sei.

Demgegenüber entwickelte Böhme seinen christlich-pazifistischen Ansatz, in dessen Zentrum Leben und Lehre Jesu steht. Das „Christentum Christi“, so Böhme, und der damit verbundene Weg des Friedens und der Gewaltfreiheit ist der entscheidende Ansatz des Friedenspfarrers. Friede sei „gottgewollt und menschenmöglich“.

Der Kunitzer Pfarrer argumentiert strikt christologisch und daher auf das Neue Testament bezogen. Ferner ist für ihn Adolf von Harnacks kirchenhistorisches Standardwerk „Militia Christi. Die christliche Religion und der Soldatenstand in den ersten drei Jahrhunderten“ (1905) von großer Bedeutung. Von geringerer Relevanz in Böhmers Position ist die Hebräische Bibel; so bleibt die Friedensbotschaft der Propheten unberücksichtigt. Philosophisch bezog sich der Friedenspfarrer auf Immanuel Kants wegweisende Schrift „Zum ewigen Frieden“ (1795).

Böhmes friedenspolitische Veröffentlichungen umspannten einen Zeitraum von insgesamt 26 Jahren, nämlich von 1894 bis 1920. Ein weiterer Ansatz, der sich in vielen seiner Publikationen durchgängig widerspiegelte, stellte die deutliche Kritik am Kriegskurs der Kirche dar. Für den Thüringer Friedenspfarrer müsste die Kirche in der Nachfolge Jesu eigentlich eine konsequent pazifistische Grundhaltung vertreten und entsprechend öffentlich propagieren.

Böhme vertrat einen liberalen Protestantismus. Er schrieb in den Organen dieses evangelischen Spektrums sowie in pazifistischen Zeitschriften. Ferner konnte er mehrere eigenständige Schriften – auch jenseits der Friedensthematik – nachweisen.

Als Mitglied der DFG und Vorsitzender der Ortsgruppe Jena vertrat Böhme typische Standpunkte der bürgerlich-liberalen Friedensbewegung. So befürwortete er ein internationales Schiedsgericht, forderte einen jährlichen Friedenssonntag und erhoffte sich eine Entmilitarisierung als Folge der beiden Haager Friedenskonferenzen 1899 und 1907. Einer konkreten Kritik dieser Konferenzen, die nur einen bedingten Erfolg bedeuteten, stellte er sich nicht. Es war ein großes Verdienst Böhmes und der Ortsgruppe Jena der DFG, dass der Erste Deutsche Friedenskongress, die jährliche Tagung der DFG, am 9./10. Mai 1908 in seiner Heimatstadt stattfinden konnte.

Im Jahre 1913 verfasste der Berliner Friedenspfarrer Walther Nithack-Stahn einen

Friedensaufruf; Ernst Böhme zählte zu den Erstunterzeichnern. Diese Friedensresolution „An die Geistlichen und theologischen Hochschullehrer der evangelischen deutschen Landeskirchen“ kritisierte deutlich die wachsende Aufrüstung des Jahres 1913 sowie die daraus resultierende Kriegsgefahr in Europa. Die Rückmeldungen auf diesen Friedensaufruf werfen ein bezeichnendes Bild auf große Teile des deutschen Protes-

tantismus. Bis Ende Juni 1913 schlossen sich insgesamt 395 Geistliche, darunter elf Professoren, dieser Resolution an. Allein aus dem Elsaß-Lothringen stammten 108 Unterzeichner, Preußen mit ca. 18.000 Pfarrern blieb absolut unterrepräsentiert. Böhme verteidigte in einem Artikel den Aufruf und Nithack-Stahn gegen Einwände militarisierter Pfarrer.

Der Friedens- pädagoge

Der Kunitzer Pfarrer beschäftigte sich nicht nur theologisch mit der

Friedensfrage, sondern auch in pädagogischer Hinsicht. Gerade im Religionsunterricht soll, so Böhme, die Friedensbotschaft des Urchristentums vermittelt werden, bis hin zu der Erkenntnis, dass Christentum und Krieg sich ausschließen. Einer religiösen Legitimation des Patriotismus erteilte Böhme eine klare Absage.

Eng verknüpft mit dem Patriotismus wurde in der Kriegspädagogik des Kaiserreichs das männliche Heldentum im Krieg. Böhme plädierte dafür, dass Mut, Tapferkeit und Aufopferung Tugenden seien, die kei-



Ernst Böhme

neswegs auf das Militär und Krieg bezogen werden dürften, sondern beim Aufbau einer menschlichen Welt mit friedlichen Mitteln unbedingt notwendig seien: Helfen statt Schießen.

Sehr skeptisch beurteilte der Friedenspfarrer den Geschichtsunterricht, der einen festen Bestandteil einer militaristischen und monarchistischen Erziehung darstellte. Böhme forderte eine friedensethische Fundierung des Geschichtsunterrichts, um den Krieg zu ächten und bei Kindern und Jugendlichen keine Kriegsbegeisterung aufkommen zu lassen. Ferner sollten im Geschichtsunterricht die Geschichte der Friedensbewegung sowie die Friedensbemühungen früherer Jahrhunderte dargestellt werden. Das Einüben und Singen von Kriegsliedern lehnte Böhme ab und empfahl Gedichte, Romane und Anthologien mit pazifistischen Inhalten. Davon erhoffte er sich, dass junge Menschen die vielfältige, internationale Dimension des Lebens erfahren. Analog zur Einführung eines Friedenssonntags im Kirchenjahr, befürwortete Böhme die jährliche Organisation eines Friedenstages an den Schulen.

Erster Weltkrieg

Anfang August 1914 organisierten der engagierte Berliner Friedenspfarrer und Herausgeber der Zeitschrift „Die Eiche“, Friedrich Siegmund-Schultze, und der englische Quäker und Abgeordnete des Unterhauses, Josef Allen Baker, in Konstanz eine internationale kirchliche Friedenskonferenz. Der beginnende Erste Weltkrieg überschattete diese Tagung, daher nahmen nur drei deutsche Theologen teil – darunter Ernst Böhme. Die Abschlusserklärung der verkürzten Konstanzer Friedenstagung markierte den Beginn der Arbeit des Weltbundes für Freundschaftsarbeit der Kirchen.

Als Pfarrer von Kunitz führte Böhme

die Ortschronik von 1899 bis 1933. Von 1916 bis 1919 redigierte Böhme das monatlich erschienene Gemeindeblatt „Heimatglocken“. Mit diesem vierseitigen Blatt wollte der Pfarrer den Kontakt zwischen seinen Gemeinden sowie den Soldaten dieser Gemeinden herstellen. Kriegspropaganda lag ihm fern, im Gegenteil, seine pazifistische Überzeugung schimmert durch.

Im September 1916 wurde die „Zentralstelle Völkerrecht“ gegründet, die als Nachfolgeorganisation des „Bundes Neues Vaterland“ angesehen werden muss. Böhme unterschrieb den Gründungsauftrag sowie Flugblätter dieser pazifistischen Vereinigung.

Nach 1918

Nach dem Ende des Ersten Weltkrieges trat Böhme noch zweimal publizistisch hervor. In seiner Schrift „Die Unterlassungssünde der Kirche vor dem Kriege“ übte er deutliche Kritik an den vielen Kriegstheologen, warf den Kirchen ein komplettes Versagen hinsichtlich des Friedensengagements vor und verwies auf die wenigen christlichen Friedensstimmen. So lobte er ausdrücklich die deutsch-britische Friedensarbeit der Kirchen seit 1908 und damit das Werk von Siegmund-Schultze.

Ernüchternd fiel sein Blick auf die theologischen Friedensappelle der Vorkriegszeit aus. So bedauerte Böhme u.a., dass die Idee eines Friedenssonntags – mit Ausnahme Elsaß-Lothringens 1913 – nicht umgesetzt werden konnte.

Im Jahre 1920 veröffentlichte Böhme, er war nun 58 Jahre alt, die Summe seiner friedentheologischen Position unter dem Titel „Die pazifistische Bewegung im Lichte des Evangeliums“. Diese Abhandlung wurde vom Weimarer Landeskirchenrat preisgekrönt, jedoch distanzierte sich die Kirchenleitung im Vorwort bezeichnender-

weise vom pazifistischen Standpunkt des Autors.

In seiner letzten großen Publikation spannte Böhme einen großen Bogen vom Neuen Testament und dem Pazifismus der Kirchenväter über Erasmus von Rotterdam, den Wiedertäufern und Quäkern, bis hin zu Kant und dem organisierten Pazifismus. Der Kunitzer Pfarrer wollte die ethischen Werte des Christentums – zu denen er die Gewaltfreiheit zählte – nicht auf die zwischenmenschliche Dimension beschränkt sehen, sondern forderte ihre Erweiterung auf das Verhältnis der Völker.

Seine Hoffnung, dass, angesichts der Erfahrungen des Ersten Weltkrieges, die Friedensbewegung eine Stärkung durch die Landeskirchen erfahren würde, blieb in der Weimarer Republik unerfüllt. Zwar wuchs die Zahl der christlichen Menschen, die sich pazifistisch engagierten an – dies gilt insbesondere für die religiös-sozialistische Bewegung – allerdings blieb die militaristische Grundhaltung bei großen Teilen des deutschen Protestantismus eine feste Konstante vom Kaiserreich bis zum Nationalsozialismus und somit zum Zweiten Weltkrieg.

Ernst Böhme trat in der Zwischenkriegszeit kaum noch pazifistisch hervor und ging 1933 mit nun 71 Jahren in den Ruhestand. Nach Auskunft von Volkhard Böhme, einem Enkel des Friedenspfarrers, geschah diese Pensionierung jedoch nicht freiwillig. So habe sich Ernst Böhme geweigert, einem Wunsch der Jenaer Studentenschaft nachzukommen und eine Eiche Hitler zu weihen. Erst als Folge dieser Verweigerung sei der Kunitzer Pfarrer, so Volkhard Böhme, in

den Ruhestand versetzt worden. Seit September 1933 war das Kollegium der Kirchenräte der Thüringer Landeskirche komplett mit Personen der nationalsozialistischen Deutschen Christen besetzt.

Wichtige pazifistische Veröffentlichungen Böhmes:

- *Der Krieg und die christliche Kirche. In: Die Waffen nieder*, 1894, 282-285. 365–369
- *Friedensbewegung und Lebenserziehung*. Leipzig 1913
- *Die Unterlassungssünde der Kirche vor dem Krieg*. Ebingen o.J. (1920)
- *Die pazifistische Bewegung im Lichte des Evangeliums und der christlichen Ethik. In: Die Friedens-Warte*, 1920, 112–119, 159–164. (Als Sonderdruck erschienen unter dem gleichen Titel, Leipzig 1920)

Neueste Literatur:

- *Karlheinz Lipp, : Der Thüringer Friedenspfarrer Ernst Böhme (1862–1941). Ein Lesebuch* Nordhausen 2010
- *Ders./Reinhold Lütgemeier-Davin/Holger Nehring (Hg.): Frieden und Friedensbewegungen in Deutschland 1892–1992. Ein Lesebuch*. Essen 2010

*Dr. Karlheinz Lipp
Studium der Geschichte und Evang.
Theologie, Studienrat an einer Berliner
Sekundarschule, seit 1995 Mitglied
im Arbeitskreis Historische Friedensforschung.*



Karlheinz Lipp

„25 Jahre Tschernobyl“

Von der Verwüstung und Bewahrung der Schöpfung*

Von Heinz-Georg Ackermeier

Liebe Gemeinde,
unser Gottesdienst heute Morgen ist ein Gottesdienst gegen das Verdrängen und Vergessen. Es ist ein Gottesdienst, der 25 Jahre nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl zum Innehalten mahnt. Vor drei Wochen haben wir durch Fukushima auf schreckliche Weise erfahren, wie notwendig dieses Innehalten ist.

Aber unser Gottesdienst ist nicht der Ort, um sich selbstgerecht zurückzulehnen. Unser Gottesdienst ist der Ort der Trauer und der Klage angesichts der Opfer. Und: Es ist der Ort, selbstkritisch innezuhalten und nach Perspektiven zu fragen, die sich aus der Erinnerung an Tschernobyl und aus der aktuellen Erfahrung durch Fukushima ergeben.

Als Christinnen und Christen fragen wir danach, welche Perspektiven sich aus der biblischen Tradition ergeben.

„... die Flut dauerte vierzig Tage und vierzig Nächte.“ So beschreibt das erste Buch der Bibel jene Umweltkatastrophe, die nur einer mit seiner Familie und einigen Tieren überlebte. Die Bibel versteht diese Umweltkatastrophe als Reaktion – als Reaktion darauf, dass Menschen, die gute, ja sehr gute Schöpfungsordnung missachtet und gestört haben. Die Umweltkatastrophe endet mit dem Angebot einer neuen Vereinbarung: „Meinen Bogen stelle ich in die Wolken. Der soll ein Bundeszeichen sein zwischen mir und der Erde (1. Mose 9,13). Das Angebot des Schöpfergottes ist der Regenbogen und nicht mehr die Drohung mit der Sintflut. In Zukunft

soll nicht mehr das böse Trachten des menschlichen Herzens die Orientierung sein und die weitere Entwicklung bestimmen, sondern der Regenbogen, der für die gute Schöpfung steht. Zum bösen Trachten des menschlichen Herzens gibt es Alternativen. Angebliche Sachzwänge kommen auf den Prüfstand.

„Meine Bogen stelle ich in die Wolken.“ Vor 25 Jahren hat eine andere Wolke Angst und Schrecken verbreitet: Die radioaktive Wolke von Tschernobyl in der Ukraine. Der Schriftsteller Erich Fried hat dazu ein kleines Gedicht geschrieben, das so beginnt:

*„Eine Wolke zieht über die Zukunft
eine Wolke so schwarz wie die Nacht.
Und wer hat die Wolke geschaffen
und wer hat sie hergebracht?*

*Und sagen die dort „Sozialismus“
und hier „unsere freie Welt“,
die Wolke hört nicht und fragt nicht,
auf wen ihr Regen fällt.“*

Nachdem nach dem 26. April 1986 der Schrecken und das Entsetzen abgeklungen waren, begannen die Zuordnungen und Verharmlosungen. Das könnte bei unserer westlichen Technologie nicht passieren. Und: Eigentlich sei die Zahl der Opfer viel niedriger als ursprünglich angenommen.

Das könnte bei unserer westlichen Technologie nicht passieren ... Aber die Wolke hört nicht auf solche Zuordnungen und Verharmlosungen. Sie fragt nicht, auf wen ihr Regen fällt. Auf das Nachbarland der Ukraine, Weißrussland – selbst ohne Atomkraftwerke

–, ist der Regen am heftigsten gefallen. Die Weißrussische Akademie der Wissenschaften beziffert die wirtschaftlichen Verluste mit 235 Milliarden US-Dollar für den Zeitraum bis zum Jahr 2015.

Für Fukushima rechnet die japanische Regierung mit Schäden in Höhe von 220 Milliarden Euro. Die Wolke fragt nicht, auf wen ihr Regen fällt. Gefallen ist sie auch auf Matwe, 6 Jahre alt, in Gomel, im Süden Weißrusslands, 120 Kilometer von Tschernobyl entfernt. Bis zu seinem zweiten Lebensjahr war Matwe ein gesundes fröhliches Kind. Dann wurden bei ihm vergrößerte Lymphknoten entdeckt – Krebs. Das Leben der kleinen Familie hat sich von diesem Augenblick an von Grund auf verändert. Im Kinderkrankenhaus von Gomel muss Matwe eine quälende Chemotherapie über sich ergehen lassen. Nach 12 Wochen geht es ihm besser. Ein Aufenthalt in einer Klinik in Österreich bringt eine vorläufige Heilung. Die schönste Zeit im Leben der kleinen Familie. Dann ein Rückfall. Ein Hoden muss entfernt werden. Matwe reagiert mit Wut und Aggressionen. Ein Leben zwischen Angst und Hoffnung, das Matwes Eltern an die Grenze ihrer Nervenkraft bringt. Trotz aller guten Hilfe, sagt seine Mutter, bleiben wir allein mit unseren Problemen. Unsere Seelen sind leer.

Eine deutsche Austauschschülerin, die kürzlich aus Japan zurückgekommen war, berichtete, sie habe zum ersten Mal Japaner in der Öffentlichkeit weinen gesehen.

Die Wolke fragt nicht, auf wen ihr Regen fällt. Als ich einem Bekannten, der in einem Energieunternehmen arbeitet, die Geschichte aus Gomel seinerzeit erzählte, sagte er: „Das macht schon betroffen. Aber wir können ja nicht von solchen Geschichten aus Weißrussland unsere Energiepolitik abhängig machen.“ Einige Tage nach Fukushima klingt das so: „Es besteht die tiefe Überzeugung quer durch

Europa, dass wir etwas lernen können, lernen müssen, aber dass wir auch in der Lage sind, auch diese Technik vernünftig zu beherrschen“ (Originalton aus einem Energieunternehmen – E.ON).

Kann die Geschichte von Matwe und der anderen Kinder wirklich nicht unsere Energiepolitik beeinflussen, weil wir ja diese Technik vernünftig beherrschen? „Meinen Bogen stelle ich in die Wolken. Der soll ein Bundeszeichen sein zwischen mir und der Erde.“ Der Regenbogen als Zeichen für die gute Schöpfung Gottes. Matwe und die Kinder aus den verstrahlten Gebieten erleben eine andere Schöpfung – eine Schöpfung, die sie belastet, quält, krank macht. Christinnen und Christen können angesichts dieser Spannung nicht zur Tagesordnung übergehen. Denn Tschernobyl und Fukushima stellen die grundsätzliche Frage nach den Möglichkeiten und den Grenzen menschlichen Handelns. Können Menschen eigentlich die Atomtechnologie wirklich verantworten? Diese Frage meint keine grundsätzliche Technikfeindlichkeit. Diese Frage betrifft unser Menschenbild.

Da ist auf der einen Seite die großartige Beschreibung in Psalm 8. Auf die Frage „Was ist der Mensch?“ antwortet der Psalmist: „Du machtest ihn wenig geringer als Gott. Du setztest ihn zum Herrscher über das Werk deiner Hände.“ Der Mensch also als derjenige, der die Schöpfung nicht sich selbst überlässt, sondern sie gestaltet. Eine großartige Perspektive! Aber der Mensch scheitert immer wieder an dieser großen Verantwortung. Dafür stehen die biblischen Bilder von der Sintflut oder dem Turmbau zu Babel. In seiner großen Verantwortung wird der Mensch schuldig – das ist die Perspektive der Bibel. „Du machtest ihn wenig geringer als Gott“: Ja, die hohe Meinung vom Menschen und die damit verbundene große Verantwortung bleiben. Aber der Mensch ist da-

bei auf Vergebung und Neuanfang angewiesen. Er braucht die Zusage des Regenbogens. Denn es gehört zu unserem Leben, dass wir Fehler machen mit zum Teil schrecklichen Folgen für andere Menschen und die Schöpfung. Das gilt in Weißrussland, das gilt in Japan und das gilt in Deutschland. Und es gehört ebenso zu unserem Leben, dass wir unsere Fehler zu korrigieren versuchen. Das aber muss auch für die Technik gelten, die wir anwenden. Technik muß fehlerfreundlich sein. Fehler müssen korrigierbar sein. Die Atomtechnologie aber entspricht dem nicht. Hier sind Fehler nicht korrigierbar. Die Folgen für Mensch und Umwelt belasten Generationen. Das Problem der Endlagerung radioaktiver Abfälle ist ungelöst. Unsicherheit und Angst und Angst bleiben - auch vor möglichen genetischen Veränderungen bei künftigen Generationen. Dies alles sind die eigentlichen Gründe, warum sich Christinnen und Christen in die Atomdiskussion einmischen. Sie sind natürlich keine Expertinnen und Experten für Energiefragen. Aber sie sind Expertinnen und Experten in der realistischen Einschätzung von menschlichen Möglichkeiten, von dem, was Menschen verantworten und was sie nicht verantworten können. Matwe und die anderen Kinder erinnern uns an unsere Verantwortung und an unsere Begrenztheit. Deswegen müssen diese Kinder unsere Energiepolitik beeinflussen – nicht erst seit Fukushima. Aber die Kinder müssen auch selbst etwas von dem Regenbogen erfahren, müssen erfahren, dass es unter den Bedingungen der Katastrophe Hoffnungszeichen gibt. Ein solches Hoffnungszeichen ist „Nadeshda“, ein Erholungszentrum für Kinder aus den verstrahlten Gebieten, etwa 70 Kilometer nordwestlich der weißrussischen Hauptstadt Minsk.

Es wurde vor 16 Jahren als deutsch-weißrussisches Gemeinschafts-Unternehmen gegründet – unter Beteiligung der Männerarbeit

der ev. Kirche. Seit seiner Gründung haben sich über 45000 Kinder in Nadeshda erholt. Aber Nadeshda steht nicht nur für die medizinische Betreuung – so wichtig sie ist. Nadeshda praktiziert ein ganzheitliches Konzept, zu dem medizinische und psychologische Betreuung ebenso gehören wie Umwelt- und Gesundheitsbildung, Kultur und Sport. Nadeshda heißt übersetzt „Hoffnung“. Swetlana sagt am Ende ihres Nadeshda-Aufenthalts: „Der letzte Tag ist gekommen – der Abschiedstag. Viele von uns haben Tränen, und manche von unseren Lehrerinnen wischen sich verstohlen über die Augen. Die Zeit hier war unvergesslich schön – bunte fröhliche Wochen in unserem grauen Jahr. Aber vielleicht können wir ja noch einmal wiederkommen – bei der nächsten Erholung, in einem Jahr oder zwei – wir alle wünschen uns das ganz inständig. Nadeshda gibt uns Hoffnung und Gewissheit, dass unser Kinderleben irgendwann einmal auch anders sein könnte, als dieses, was wir zuhause führen.“ Und Maria, so haben wir zu Beginn des Gottesdienstes gehört, fasst das alles in ihrem Wunsch nach Frieden zusammen.

Der Schriftsteller Erich Fried, dessen Gedicht ich zu Beginn zitiert habe, schließt sein Gedicht mit den Versen:

*„Und willst du noch leben bleiben,
und hast du noch Kinder zuhaus,
dann musst du die Wolke vertreiben,
sonst ist es mit dem Leben aus.“*

*Die Wolke darf gar nicht erst steigen,
die Wolke darf gar nicht erst ziehn,
Und steigt sie – so hat auch dein Schweigen
ihr diese Gewalt verliehn.*

*Geht hin, wo sie Wolken brauen,
geht hin, aber bald muss es sein!
Geht hin, alle Männer und Frauen
und wascht euren Himmel rein!“*

Christinnen und Christen können nicht schweigen, weil sie den Regenbogen sehen, weil sie an den Bund des Friedens glauben, den Jesaja in der alttestamentlichen Verheißung und der heutigen Lesung beschrieben hat.

Christinnen und Christen können nicht schweigen, weil sie auf den Geist vertrauen, der in die Zukunft weist. Denn diese Zukunft ist offen und gestaltbar, weil Gott sie offen hält. Denn die Zukunft gehört Gott und keinem anderen.

Amen.

**Predigt am 3.4.2011 im Münster zu Herford*

Heinz-Georg Ackermeier

1946 in Bielefeld

geboren, 1977–

1995 Pfarrer für

ländliche Bildungs-

arbeit der EKvW,

1989–1996 Agrarso-

zialer Beauftragter

des Rates der EKD,

1995–2004 Landes-

pfarrer für Männer-

arbeit der EKvW, seit 1999 Theol. Vorsitzender

der Männerarbeit der EKD, 2004–2009 Leiter des

Instituts für Kirche und Gesellschaft der EKvW,

seit Juli 2009 im Ruhestand



Heinz-Georg Ackermeier

Gottesdienst zur Ausstellungseröffnung*

25 Jahre Tschernobyl – eine Kerze gegen das Vergessen

Von Ludwig von Behren

Die Grundidee des Gottesdienstes kam im Dezember 2010, im ersten Halbjahr 2011, den Kirchengemeinden der Kirchenkreise Herford und Vlotho, die uns seit vielen Jahren in der Durchführung der jährlichen Erholungsaufenthalte der „Kinder von Tschernobyl“ finanziell unterstützt hatten, zum 25. Tschernobyltag eine Reihe von max. 25 Thematischen Gottesdiensten anzubieten: 25 Jahre Tschernobyl – eine Kerze gegen das Vergessen. Dazu haben die Kinder aus Paritschi/Belarus, die in den vergangenen beiden Jahren hier zur Erholung waren, 25 kleine Kerzen mit buntem Scheibenwachs gestaltet und zu „ihrer“ Kerze je einen kurzen Brief mit einem Wunsch für ihr persönliches Leben geschrie-

ben und mir Anfang des Jahres 2011 zugesandt. In jedem der inzwischen vereinbarten Gottesdienste – mit dem im Herforder Münster befanden wir uns genau in der Mitte der vorgesehenen Zeitspanne des 1. Halbjahres – wurde der Gemeinde eine Kerze überreicht und zum Gedenken an die ungezählten Tschernobyl-Opfer angezündet. Um den 26. April herum sollte dies Erinnern wiederholt und erneuert werden. Zur Ausstellungseröffnung wurde der Gottesdienst mit einem Gastprediger besonders gestaltet, der in seiner Person den Bezug zur Einrichtung Nadeshda, der Erholungseinrichtung im eigenen Land, von der Männerarbeit der EKD wesentlich mit ins Leben gerufen, darstellte. Natürlich konnten die Kinder in Belarus und wir im Kreis Herford nicht ahnen, dass die Kerzen und die Gottesdienste

durch Fukushima eine traurig-eindringliche Aktualisierung und Bedeutung bekommen würden. Ab Mitte März wurde der Kyrie-Teil und das Fürbittengebet der neuen Situation entsprechend erweitert und angepasst. Als Sprecherinnen wirkten zur Ausstellungseröffnung die beiden belarussischen Zeitzeuginnen mit, die in der gesamten Ausstellungswoche den über 20 Schulklassen sehr eindrücklich ihre sehr persönlichen Tschernobyl-Erfahrungen nahegebracht haben, wahre Lebenszeugnisse von 25 Jahren mit Tschernobyl.

Inhaltlich brauchte durch Fukushima keine einzige Zeile der Texte verändert zu werden, so deutliche Parallelen drängten sich zu Tschernobyl auf, die zum Gottesdienstzeitpunkt das Bewusstsein der Öffentlichkeit prägten. Die Lieder und Lesungstexte waren wesentlich die des Sonntags Lätare, die Kollekte war für den kommenden 19. Erholungsaufenthalt im Sommer 2011 bestimmt.

Mitte April 2011 werde ich die Kinder in Paritschi besuchen und ihnen davon berichten, was mit den Kerzen gegen das Vergessen, die inzwischen auch zu Kerzen des Gedenkens geworden sind, im Kreis Herford geschehen ist. Sie wurden auch bei einer der wöchentlichen Montagsdemonstrationen gegen Atomkraft eingesetzt sowie auch bei einem besonderen Gemeindegottesdienst zur Trauerbewältigung. Wie ich erfahren habe, sind die belarussischen Kinder schon ganz gespannt, davon zu erfahren.

Gebet zum Tage

Gott, unser Herr: Wir sind zusammengekommen mit Gedanken der Angst. Die Ängste der Menschen in Japan sind auch unsere Ängste. Wohin sollen wir gehen mit unserem Erschrecken, mit unserer Trauer, mit unserer Angst vor dem atomaren Inferno, dem Super-GAU – damals wie heute? Wir

gleichen dem Weizenkorn, das erstirbt im Boden ohne Hoffnung. Netze Du unseren Boden mit deiner Kraft, deiner Hoffnung, deinem Trost! Wir spüren es: Wir brauchen Zuversicht und Stärke von dir. Lass uns erfahren, dass Du das Leben willst und nicht den atomaren Tod! Gott, schenke deiner Welt das Leben – durch Jesus Christus! Amen.

Kyrie-Teil im Tschernobyl-Gottesdienst: 25 Jahre Tschernobyl – Eine Kerze gegen das Vergessen

Nach dem Überreichen und Anzünden der Kerze, dem Eingangslied und der ortsüblichen Eingangsliturgie bis zum gesungenen „Ehr sei dem Vater ...“ beginnt das Kyrie mit dem folgenden Text:

Pastor oder Sprecher/in:

1. Am 26. April 1986, 1.23 Uhr Ortszeit erschüttert eine Explosion die Atomanlage von Tschernobyl in der Ukraine, 12 km südlich der Grenze zu Weißrussland. Die Brennstäbe bersten, das Dach des Reaktorblocks 4 fliegt in die Luft. Tonnenweise werden höchst radioaktive Stoffe und Betonbrocken in die Luft geschleudert. Eine radioaktive Staub- und Feuerwolke steigt hoch in die Atmosphäre. Der Super-GAU, den es angeblich nie geben sollte ist da und trifft die Bevölkerung, die das „Schauspiel“ auch noch interessiert verfolgt, völlig unvorbereitet. Menschen, Tiere, das Trinkwasser und alles Leben wird vergiftet. Wir erinnern daran und bringen diese Katastrophe vor Gott.

Kyrie eleison (eg 178.9)

2. In den Tagen und Wochen nach dem GAU wird die Wahrheit über die Katastrophe bewusst vertuscht und verschwiegen. Man will nicht zugeben, was wirklich passiert ist. Die Menschen werden belogen und ruhig gestellt. Mehrere 100 000 Soldaten

und Freiwillige, sog. „Liquidatoren“, müssen ohne Schutzanzüge Aufräum- und Evakuierungsarbeiten durchführen. Sie erleiden tödliche Verstrahlungsdosen, werden schwer geschädigt und sterben reihenweise an den Folgen der Verstrahlung. Niemand hält ihre Namen und ihre Zahl fest. Sie sind die Retter Europas, weil sie Schlimmeres verhindern – und doch überlässt man sie ihrem Schicksal – bis heute: 25 Jahre danach. Wir bringen das Gedenken an sie und unsere Klage darüber vor Gott.

Kyrie eleison (eg 178.9) II

3. Heute leben in Belarus noch 1,5 Mio Menschen in den verstrahlten Gebieten, die nach unseren Maßstäben evakuiert sein müssten. Der ungeheure Anstieg der Krebserkrankungen, Schilddrüsenkrebs und Leukämien, neue, vorher unbekannte Krankheiten wie das Tschernobyl-Aids, psychische Erkrankungen – alles wird totgeschwiegen oder verharmlost, weil nicht wahr sein darf, was wahr ist. Die Rate der Missbildungen bei Neugeborenen ist unvorstellbar angewachsen. Eltern haben Angst, ein Kind zu bekommen, dem sie möglicherweise bereits Erbschäden weitergegeben haben. Vor allem: Das offizielle Verschweigen der Realität macht die Menschen psychisch zusätzlich krank. Wir bringen diese Nöte und Klagen vor Gott.

Kyrie eleison (eg 178.9) III

4. Niemand kann den Super-GAU ungeschehen machen. Auch können wir die Kinder, die zur Erholung zu uns kommen, nicht gesund machen. Aber was wir tun können, ist: Die Solidarität mit den Opfern und besonders den Kindern nicht aufkündigen. „Tschernobyl ist unvergessen“- so haben wir in einem Brief an die Eltern der Kinder formuliert, die im letzten Sommer bei uns waren. Wir feiern diesen Gottesdienst

im Gedenken an die Hunderttausende unbekannter und ungezählter Opfer der Tschernobyl-Katastrophe und in Solidarität mit den Menschen und Kindern in den verstrahlten Gebieten der Tschernobylregion. (Sie haben gerade ihr Weihnachtsfest gefeiert) in gemeinsamer Hinwendung zu Gott.

25 Jahre Tschernobyl, heute Fukushima/Japan als Menetekel, Mahnung und Warnung: Aussteigen!

1. Seit 20 Jahren ist unser kleiner Verein in der Solidaritätsarbeit mit den Opfern der Tschernobylkatastrophe, mit den Menschen in den verstrahlten Regionen von Belarus, mit den „Kindern von Tschernobyl“ engagiert. Jedes Mal, wenn die Kinder hier waren, brachten sie als Botschafter von Tschernobyl die existentielle Frage mit: Warum ist unsere Zukunft so belastet? Ich kann die versöhnende Begegnung mit ihnen nicht gestalten und aushalten ohne die Vision und Position eines gemeinsamen Hauses Europa ohne Atom. Und: Tschernobyl darf nicht vergessen (gemacht) werden!

2. Aus den vielen Begegnungen und Gesprächen mit den Eltern weiß ich, wie sehr die Menschen in Belarus neben allen medizinischen Folgen darunter leiden, dass Tschernobyl in ihrem Lande vertuscht, verschwiegen und verharmlost wird. Die (offizielle) Sprachlosigkeit, das erzwungene Schweigen der Ärzte und Wissenschaftler macht die Menschen depressiv. Wenn in Belarus geschwiegen wird (werden muss), müssen wir als Projektpartner umso eindeutiger und nachhaltiger reden: Tschernobyl ist nicht vorbei, Tschernobyl kommt noch, es wütet im Erbgut! Wir leben nicht 25 Jahre nach Tschernobyl, sondern 25 Jahre mit Tschernobyl. Tschernobyl ist eine „Chronik der Zukunft“ (Swetlana Alexijewitsch).

3. Tschernobyl mahnt, und Fukushima beweist es beängstigend: Eine Technologie,

die keinen Fehler verzeiht, ist unmenschlich. Menschen machen Fehler. Deshalb gilt theologisch wie auch politisch: Nur der entschlossene, umkehrbereite und zukunftsichernde Ausstieg aus der Atomenergie ist das Gebot der Stunde, schon seit Harrisburg und Tschernobyl, aber jetzt erst recht. Kinder zeigen die Richtung: „Wir verzichten lieber auf Wohlstand, als „strahlend“ dem schleichenden Tod entgegen zu gehen“ – so berichtet eine Lehrerin unserer Initiative.

4. Mit meinen Kräften will ich dazu beitragen, dass in der kommenden Zeit nicht wieder passiert, was nach Tschernobyl bei uns und anderswo passiert ist: Verdrängt, vertuscht, verschwiegen. Das darf um Gottes und der Menschen willen nicht sein, dass Fukushima wieder ohne Antwort und Umkehr bleibt. Was der damalige Umweltminister Sigmar Gabriel zum 20. Jahrestag 2006 uns Initiativen schrieb und was die Jugendlichen aus Belarus und Deutschland in ihrer gemeinsamen Resolution und Ausstiegsforderung im Landtag NRW und in der SPD-Bundestagsfraktion am 26.4.2006 formuliert haben, muss endlich Wirklichkeit

werden: „Es ist Zeit auszusteigen... in Verantwortung für Mensch und Natur, für den Frieden in unserer Welt und vor allem um der Kinder willen.“

„Hewenu schalom aleichem ... Wir woll'n den Ausstieg für alle“!

**3.4.2011 im Münster zu Herford*

*Ludwig von Behren
Von 1969–76 Landjugendpfarrer in der ländlichen Bildungsarbeit. 1976–1999 Gemeindepfarrer in Vlotho-Valdorf. Seit 1999 im Ruhestand in Löhne/Westf. lebend, verh., 2 Kinder und 2 Enkelkinder.*



Ludwig von Behren

1999–2007 Mitglied im Leitungskreis der Solidarischen Kirche Westfalen seit 1991 stellv. Vors. von „Kinder aus Tschernobyl in Herford e.V.“ und in der Solidaritätsarbeit der „Kinder von Tschernobyl“ engagiert.

25 Jahre Tschernobyl

Aufgaben des Vereins Heim-statt-Tschernobyl*

Von Ulrike Jaeger

Der Verein „Heim-statt Tschernobyl“ ist zwar bundesweit ausgerichtet, hat aber seinen Sitz in Bünde. Darum beteiligt er sich an der gemeinsamen Trägergruppe für die Ausstellung hier in Herford.

Aufgabenschwerpunkte des Vereins sind:

1. Umsiedlungsprogramme in Weißruss-

land durchführen: Das bedeutet, dass junge Familien mit Kindern aus der tödlichen Verstrahlung herauskommen und sich in Gemeinschaft mit deutschen Workcampgruppen eine neue Existenz in dem nicht verstrahlten Norden des Landes aufbauen.

2. Es werden Mutter-Kind-Erholungszeiten angeboten: Diese finden im eigenen Land, in unseren eigenen ökologischen Dörfern statt, für Mütter mit ihren Kindern,

die immer noch im hoch verstrahlten Gebiet leben. Sie haben oftmals nicht den Mut und nicht die Kraft für ein Umsiedlungs-Programm. Sie sollen aber einmal im Jahr Urlaub vom Strahlenstress haben, gesunde Ernährung und eine unversehrte Natur genießen und neue Kräfte sammeln.

3. Es finden Internationale Jugendworkcamps mit deutschen und weißrussischen Jugendlichen, auch aus den verstrahlten Gebieten, statt. Die jungen Menschen leisten unter einer kompetenten Anleitung einen Renovierungs-Einsatz bei alten Menschen zwischen 70 und 100 Jahren, ebenfalls im Norden Weißrusslands.



Babuschka Maria Sinkewitsch und Jugendliche im JWC-Einsatz

Insgesamt geht es „Heim-statt-Tschernobyl“ gemeinsam mit den Bündler Jugendworkcamps und den handwerklichen Aktivitäten um Versöhnung mit den Menschen in Weißrussland, die durch den deutschen Vernichtungskrieg wie kaum ein anderes Land gelitten haben.

Die Begegnungen alleine sind zwar wichtig und gut, aber zu wenig für die Lösung des Problems Tschernobyl.

Neben den persönlichen Hilfen geht es uns auch um Strukturhilfen als Leuchttürme: Zeichen gegen Tschernobyl, Zeichen gegen Atom-Energienutzung.

Solche unübersehbaren Zeichen haben wir in 20 Jahren gesetzt, durch:

- Die Errichtung der ersten beiden Windkraftanlagen in Weißrussland.
- Zwei ökologische Dörfer mit insgesamt 54 Wohnhäusern für UmsiedlerInnen.
- Eine Schilfplattenproduktionsanlage.
- Ein Ambulanzzentrum zur Verbesserung der medizinischen Versorgung. Eine weitere medizinische Station ist bereits in Planung.
- Zwei Häuser der Begegnung: Für Einheimische und Neu-Umgesiedelte im Land; für Menschen aus Deutschland und Weißrussland. Hier findet Dialog und Begegnung statt, für Menschen, die den Ersten und/oder den Zweiten Weltkrieg erlebt haben, für Menschen, die auf der Flucht vor dem Tod von Tschernobyl sind.



Dorf Dushnaja

Aufgrund der innerstaatlichen Verhältnisse in Weißrussland haben wir zur Umsetzung unserer Projekte den gemeinnützigen Verein und Bauträger ÖkoDom gegründet. Dadurch sichern wir Arbeitsplätze in den Regionen Mjadel und Lepel und sind anerkannter Ansprechpartner für ökologisches Bauen im Land.

Angesichts der Hunderttausenden, die im Tschernobyl-Gebiet leben, sind wir „ein Tropfen auf den heißen Stein“, vermutlich noch nicht einmal das! Aber wir sind mit



Ulrike Jaeger (4.v.r.) mit Jugendlichen des Workcamps

Sicherheit ein kleines Hoffnungszeichen für betroffene Menschen, und wir setzen ein Zeichen, um die Erinnerung an die Katastrophe wach zu halten.

Wir stimmen nicht in die oft gehörte Meinung mit ein: „Da kann man ja nichts machen“. Wir sind der Meinung, dass man ganz viel tun kann, erst recht, wenn man sich mit Gleichgesinnten und den Opfern verbündet. Auch wenn wir nicht das „ganze Problem“ lösen können, so leisten wir doch wenigstens einen Beitrag gegen das Vergessen und gegen die Gleichgültigkeit.

Wir wollen Tschernobyl nicht einfach so hinnehmen und Fukushima auch nicht.

**Ansprache zur Ausstellungseröffnung – am 03.04.2011, Kreishaus in Herford*

*Ulrike Jaeger
Geb. am 08.01.65
in Waldbröl, Kreis
Oberberg, Ausbildung seit 1989:
Porta Westfalica-
Malche (Gemeindepädagogik),
Bielefeld Bethel-Kollegsche, Gemeindepraktikum
(mit sozialen Brennpunkten),
Havixbeck/Münster,
1993–1994 Anerkennungsjahr in der Region Dünne-Spradow-Südlengern, seitdem Jugendreferentin in der Evangelischen Jugend Bünde, 1994 Anerkennung als Diakonin in der EKvW, weitere Fortbildungen in Bad Salzuflen und an der Sekretärschule in Kassel zur Anerkennung als Gemeindepädagogin. 2003–2006 berufs begleitendes Studium zur Projekt- und Sozialmanagerin für Non-Profit-Organisationen (NPO), an der EFH Bochum. Seit 1995 in Belarus aktiv, seit 1996 jährliche Jugend-Workcamps, 2002 Buch „Die vergessenen Frauen vom Narotschsee“. Vgl. ihren Artikel in NW – CuS 1/2006.*



Referenten im Kreishaus von links: Winfried Eisenberg, Ulrike Jaeger, Ludwig von Behren

Langzeitfolgen von Tschernobyl und Gefahren von Atomanlagen im Normalbetrieb*

Von Winfried Eisenberg

Die Atomkatastrophen-Kette Hiroshima-Nagasaki-Majak-Windscale-Harrisburg-Tschernobyl-Fukushima ver-

anlasst mich, mit einem Zitat aus Heinrich Heines Ballade Belsazar zu beginnen:

(Der König von Babylon hatte bei einem Gelage frevelhaft aus einem heiligen Becher getrunken und Gott gelästert.)

„Und sieh! Und sieh! An weißer Wand / da kam's hervor wie Menschenhand. / Und schrieb, und schrieb an weißer Wand / Buchstaben von Feuer, und schrieb und schwand. / Der König stieren Blicks da saß / mit schlotternden Knien und totenblass. / Der Knechte Schar saß kalt durchgraut, / und saß gar still, gab keinen Laut. / Die Magier kamen, doch keiner verstand / zu deuten die Flammenschrift an der Wand. / Belsazar ward aber in selbiger Nacht / von seinen Knechten umgebracht.“

Um die Flammenschrift von Hiroshima bis Fukushima zu deuten, brauchen wir keine Magier. Die Botschaft ist klar: Wir müssen das Nuklearzeitalter umgehend beenden, sonst verbrennt alles Leben im nuklearen Feuer. Wir fehlbaren Menschen dürfen keine Technik verwenden, die den kleinsten Fehler mit lebensfeindlicher Grausamkeit bestraft.

Trotz der Aktualität von Fukushima nach den Folgen des Supergau von Tschernobyl zu fragen, ist sinnvoll, weil die Katastrophe nach 25 Jahren keineswegs vorbei ist, denn viele Gesundheitsschäden werden erst allmählich deutlich. Gründe dafür sind u.a.:

- Zahlreiche strahleninduzierte Krankheiten haben längere Latenzzeiten als 25 Jahre.
- Genetische Schäden sind nach nur einer Generation zwar schon zu erkennen, aber ihr ganzes Ausmaß wird sich erst nach zwei, drei oder noch mehr Generationen zeigen.

Wir sollten deshalb nicht sagen „25 Jahre nach Tschernobyl“, sondern „25 Jahre Tschernobyl“. Die Beschreibung der Tschernobylfolgen ermöglicht auch eine bessere Abschätzung dessen, was die in Nordostjapan betroffenen Menschen zu erwarten haben. Im Folgenden beziehe ich mich vorwiegend, aber nicht nur, auf die im April 2011 von der IPPNW und der Gesellschaft für Strahlenschutz gemeinsam veröffentlichte neue

Auflage der Meta-Analyse „Gesundheitliche Folgen von Tschernobyl“¹. Die erste Auflage war 2006, 20 Jahre nach Tschernobyl, erschienen. Für diese Dokumentation wurden annähernd 200 Studien von Wissenschaftlern aus aller Welt ausgewertet; viele stammen „aus erster Hand“, von Ärzten, Biologen, Epidemiologen aus Moskau, Minsk und Kiew, die in westlichen Fachzeitschriften nach Kräften totgeschwiegen werden. Als Kinderarzt werde ich mich vorrangig mit den Strahlenwirkungen auf ungeborene und geborene Kinder sowie mit den Gefahren für nachfolgende Generationen beschäftigen.

Kinder sind um ein Vielfaches strahlensensibler als Erwachsene; der Hauptgrund dafür ist, dass der wachsende Organismus eine viel höhere Frequenz von Zellteilungen hat als der ausgewachsene. Und es ist unstrittig, dass Zellen in der Teilungsphase (Mitose) viel leichter eine Strahlenschädigung erleiden als Zellen in der Ruhephase.

Je jünger ein Kind, desto schneller wächst es, desto mehr Zellteilungen hat es. Daraus



Erbgut grün

ergibt sich, dass ungeborene Kinder, Embryos und Feten, am stärksten gefährdet sind.

1974 hat die internationale Strahlenschutz-Kommission ICRP den hypothetischen „Reference Man“ als Modellobjekt für Strahlenschutz-Standards und Grenzwerte geschaffen, einen gesunden jungen weißen Mann von 25–30 Jahren mit optimalen Zellreparatur-Fähigkeiten, wohnhaft in Nordamerika oder Westeuropa, 75–80 kg schwer, 175–180 cm groß, einen fiktiven Ideal-Mann also, von dem angenommen wird, dass er eine gewisse Strahlendosis schadlos vertragen könne.

Menschen aus anderen Teilen der Welt, Frauen und Kinder, besonders die ungeborenen Kinder, werden bei Festlegung der Strahlenschutz-Bestimmungen nicht oder so gut wie nicht berücksichtigt. Das dient weltweit der Atomindustrie und vernachlässigt den Schutz der Menschen.

Um diesen unglaublichen Zustand zu korrigieren, fordern wir seitens der IPPNW, den „Reference Man“ durch den „Reference Embryo“ zu ersetzen. Es gibt eine entsprechende Petition an den Bundestag, die Sie auf unserer Internetseite online unterschreiben können.

Was bedeutet nun die extreme Strahlensensibilität der Kinder, besonders für die Familien in Weißrussland und in der Ukraine?

Beispiel Schilddrüsen-Karzinom: Das ist normalerweise bei Kindern sehr selten. Im Süden von Belarus ist es jedoch eine fast alltägliche Krankheit geworden. Allein in der Region Gomel sind von den Kindern, die 1986 zwischen 0 und 4 Jahre alt waren, über 10.000 daran erkrankt, man muss mit weiteren 50.000 Personen, inzwischen schon im jungen Erwachsenen-Alter, rechnen.² Im Mai 2011 gab es die interessante Nachricht, dass in der Abteilung für Strahlen-Zytogenetik des Helmholtz-Zentrums

München genomische Strahlenmarker in den papillären Schilddrüsen-Karzinomen von kindlichen Tschernobyl-Patienten entdeckt wurden. Es handelt sich um eine Veränderung am langen Arm des Chromosoms 7, die vom Autorenteam um Prof. Hitzelsberger als „strahlenspezifischer molekularer Fingerabdruck“ bezeichnet wird.³



Zeitzeugin Swetlana Tschernikova zeigt verlassenes Heimatdorf

Beispiel Diabetes: Keineswegs nur die bösartigen Erkrankungen, sondern auch viele andere treten seit Tschernobyl deutlich vermehrt auf. Dazu gehören z.B. die endokrinologischen Krankheiten, allen voran der Diabetes mellitus Typ I, die insulinpflichtige Zuckerkrankheit der Kinder und Jugendlichen. In der Region Gomel wird diese Diagnose dreimal so oft wie vor der Katastrophe gestellt.⁴

Ein Beispiel sind angeborene Fehlbildungen und perinatale Todesfälle: In den von Tschernobyl-Wolken betroffenen europäischen Ländern außerhalb der ehemaligen SU gab es von 1986–1988 mindestens 10.000 zusätzliche angeborene Fehlbildungen⁵ und mindestens 5000 zusätzliche perinatale Todesfälle⁶. Die entsprechenden Zahlen aus der Ukraine und aus Weißrussland sind

hoch, aber wegen der damals dort dramatisch angestiegenen Schwangerschaftsunterbrechungen unrealistisch, weil noch zu niedrig.

Noch viel beunruhigender sind die transgenerationalen Effekte, strahlenbedingte Krankheiten bei Kindern, die nach April 1986 gezeugt wurden, deren Eltern zur Zeit der Katastrophe in stark verstrahlten Regionen wohnten oder deren Väter als Liquidatoren eingesetzt worden waren.

Die Kinder der Liquidatoren: Bei ihnen finden sich siebenmal mehr Mutationen in

der Erbsubstanz als bei ihren Geschwistern, die vor Tschernobyl geboren wurden.⁷

Folgende Krankheiten treten bei den Kindern der Liquidatoren signifikant häufiger als bei anderen Kindern auf, wobei es keine Rolle spielt, wo in der ehemaligen SU die Familien wohnen⁸:

- Angeborene Fehlbildungen
- Leukämie und andere Krebserkrankungen
- Endokrinologische und Stoffwechselerkrankungen
- Hirnorganische Krankheiten mit und ohne geistige Behinderung.

Das kann nur damit erklärt werden, dass die Verstrahlung der Väter während ihres Einsatzes als Liquidatoren zu genetischen Veränderungen und zu „genomischer Instabilität“ geführt hat, die an die Kinder weitergegeben werden. Unter genomischer Instabilität verstehen wir abnorm hohe Raten genetischer Veränderungen, die serienmäßig in bestimmten Zellreihen auftreten, weil sie von einer geschädigten Vorläuferzelle stammen, aber erst nach zahlreichen Mitosen erkennbar werden. Entscheidend ist, dass die Fähigkeit verloren gegangen ist, die Fehler zu erkennen und zu eliminieren. Die genomisch instabilen Zellreihen gelten als Krebsvorstufen.⁹

Exkurs: Von den ca. 800.000–1.000.000 Liquidatoren 1986, junge Männer zwischen 20 und 30 Jahren, Soldaten, Arbeiter, Studen-

Atomkraft, nein danke!

Text: Dieter Stork - Melodie: Renate Barthmann - Satz: Wilh. H. Koch

♩ = ca. 104

Verse: A - tom - kraft, nein dan-ke!

1. "A - tom - kraft, nein ich dan - ke", sa - gen vie - le und
 2. Ich se - he wel - che, die sich mit Pis - to - len mit
 3. Und dann die an - dern, die's ge - walt - frei wa - gen, die
 4. Gott, lass mich doch die richt' - gen Freun - de fin - den, die
 5. Lass uns er - ken - nen, Gott, was jetzt zur Stun - de wir

1. "Frie - den schaf - fen, häu - fi - ger und mehr!" Ich mi - sche mit, ge - mischt in den Ge -
 2. Stei - nen und mit Cock - tails ein - ge - deckt. Sie schrei - en nun, es sei Ge - walt be -
 3. wis - sen, was jetzt auf dem Spie - le steht. Sie blei - ben ru - hig. Po - li - zis - ten
 4. aus dir den - ken, han - deln, dass wir nicht uns oh - ne Hoff - nung jetzt an Mäch - te
 5. las - sen müs - sen und was rich - tig ist, dass aus Ver - söh - nung uns - re Welt ge -

1. füh - len und möch - te so und manch - mal an - ders füh - len und
 2. foh - len und al - le sol - le jetzt der Teu - fel ho - len und
 3. tra - gen sie jetzt vom Platz. Es blei - ben vie - le Fra - gen. Und
 4. bin - den, uns selbst ver - kau - fen und den Tod be - grün - den, das
 5. sun - de und dass wir mit den Schwa - chen stets im Bun - de, dass

ten, sind nur wenige noch gesund. Ungefähr 125.000 sind schon gestorben, durchschnittliches Sterbealter 43 Jahre.¹⁰ Die meisten Überlebenden sind schwer krank. Sie leiden oft unter mehreren Krankheiten gleichzeitig, z.B. extremes vorzeitiges Altern, Krankheiten des Nervensystems und der Sinnesorgane, Herz- und Gefäßkrankheiten, endokrinologische Störungen, Schwächung des Immunsystems und schließlich auch Krebs der verschiedensten Organe.¹¹

Eine Anmerkung zum vorzeitigen Altern, dem „premature aging“¹², wie es im Eng-

lischen genannt wird. Ionisierende Strahlung kann alle lebenden Zellen schädigen, und zwar sowohl die Zellstruktur als auch die Funktion. Die für die Zellfunktion entscheidenden biochemischen Prozesse werden beeinträchtigt, die im Zellkern enthaltenen genetischen Informationen erleiden Defekte. Das betrifft den ganzen Menschen mit allen Organsystemen. So können nicht nur die Krebserkrankungen und die Weitergabe genetischer Veränderungen an die folgenden Generationen erklärt werden, sondern auch die zahlreichen

strahlenbedingten Nicht-Krebserkrankungen. Diese stehen zahlenmäßig und als Todesursache gegenüber den Krebserkrankungen weit im Vordergrund – das ist, auch bei Ärzten, wenig bekannt.

Typische Alters-Diagnosen bei jungen Männern, die als Liquidatoren eingesetzt waren: Grauer Star; Arteriosklerose am Augenhintergrund, im Gehirn und am Herzen; organische Veränderungen des Gehirns mit Vergesslichkeit, Konzentrationsschwäche, Altersdemenz; trockene, faltige Haut. So sieht ein Vierzigjähriger aus, als wäre er achtzig, und er fühlt sich auch so.

Nach einer kürzlich veröffentlichten Berechnung des Biologen Alexei Yablokov, Präsident der Russischen Akademie der Wissenschaften in Moskau, sind in den vergangenen 25 Jahren weltweit mindestens 1,6

1. fahr im Zug der Zeit da - hin, da - her.
 2. wer ge - walt - frei blei - be, sei be - leckt.
 3. gut ist's, wenn man zu - ein - an - der steht. *Bist.* Herr, lass mich Frie - den schaf - fen oh - ne
 4. ra - di - o - ak - ti - ve End - ge - richt.
 5. Zu - kunft sich an - dei - nem Frie - den misst.

Waf - fen, ganz oh - ne fal - schen Klang, oh - ne A - tom! Und wo jetzt Ris - se zwi - schen Men -

schen klaf - fen, da lass mich Brü - cken bau - en an - statt Waf - fen und Hän -

de rei - chen, bau - ren der Lie - be Dom, ganz oh - ne fal - schen Klang, oh - ne A -

tom - kraft, nein dan - kel

Millionen Menschen an Tschernobyl-Strahlenfolgen gestorben¹³.

Zurück zu den Kindern: Alles, was über die Kinder der Liquidatoren gesagt wurde, trifft genauso zu für Kinder, deren Mütter oder Väter in ihrer eigenen Kindheit oder Jugend radioaktiv verseucht worden waren, z.B. weil sie in der Region Gomel oder in der Nord-Ukraine wohnten.

Vom 8.–10. April d. J. fand in Berlin ein großer internationaler IPPNW-Kongress statt: „25 Jahre Tschernobyl – Zeitbombe Atomenergie – Atomausstieg jetzt“. Viele WissenschaftlerInnen aus Moskau, Kiew und Minsk waren beteiligt und berichteten über ihre neuesten Forschungsergebnisse.

Aus Kiew wurde eine ungeheuerliche Entwicklung dargestellt: Medulloblastome, sehr bösartige Hirntumore, sind bei Säuglingen und Kleinkindern unter drei Jahren normalerweise außerordentlich selten. Jetzt aber gehören sie in Kiew zum Klinik-Alltag. Die Rate hat sich bei Kleinkindern versiebenfacht, bei Säuglingen sogar verzehnfacht¹⁴; die Diagnose musste vorwiegend bei Kindern junger Mütter aus der Nord-Ukraine gestellt werden, die selbst zur Zeit der Katastrophe ungeborene Kinder im Uterus ihrer Mütter waren. Das ist also nach nur einer Generation ein echter transgenerationaler Effekt beim Menschen.

In den am stärksten von Tschernobyl-Fallout belasteten Regionen Süddeutschlands fiel bei den Kindern des Jahrgangs 1988 ebenfalls eine ungewöhnliche Häufung von Hirntumoren auf, besonders des Neuroblastoms.¹⁵

Mit der Leukämie steht es ähnlich: Entsprechend der Kontamination mit radioaktiven Spaltprodukten tritt Leukämie bei Kindern in den am stärksten betroffenen weißrussischen und ukrainischen Regionen bis zu dreimal häufiger auf als in unbelasteten Gebieten.¹⁶

Auch in Deutschland erkrankten nach Tschernobyl deutlich mehr Kinder an Leukämie als statistisch erwartet. Bei vom 1.7.1986 bis 31.12.1987 Geborenen musste diese Diagnose in Teilen Bayerns schon im Säuglingsalter 1 ½ mal so oft wie im Durchschnitt gestellt werden.¹⁷ Vielleicht gibt es bald auch für die strahleninduzierte frühkindliche Leukämie, so wie für das Schilddrüsen-Karzinom, einen „molekularen Fingerabdruck“?

Aus Kiew kommen auch Studien zur Entwicklung von Kindern, deren Mütter in kontaminierten Gebieten lebten: In den Placenten fanden sich Anhäufungen von Radionukliden wie Sr 90 und Cs 137. Die chronische „innere“ Bestrahlung des Feten führt u.a. zu neurologischen Störungen und später, wenn nicht zu hirnanorganischen Krankheiten, zu schwerwiegenden Entwicklungs-Verzögerungen. Hier handelt es sich wahrscheinlich um die Kombination eines transgenerationalen Effekts mit einer fortbestehenden kontinuierlichen Niedrigstrahlung.¹⁸

Aufregende Befunde haben genetische Forschungen an einigen Tieren in der Umgebung von Tschernobyl ergeben.

Die Rote Feldmaus (*Myodes glareolus*) hat 2 Generationen pro Jahr, d.h. jetzt, 2011, 50 Generationen seit der Katastrophe. Es fanden sich bereits 2006 100-mal mehr Mutationen als bei Feldmäusen aus unbelasteten Regionen.¹⁹ Die Maus-Population um Tschernobyl ist stark rückläufig. (Wenn wir Menschen uns in der 50. Generation nach Tschernobyl befinden, schreiben wir – bei Ansatz von 25 Jahren für eine Generation – das Jahr 3260! Was dann wohl sein wird?)

Die Rauchschnäbel (*Hirundo rustica*), die um Tschernobyl weit verbreitet war, ist fast ausgestorben. Schwedische Wissenschaftler fanden bei den übrigen Vögeln ähnliche Mutationsraten wie bei der Feldmaus beschrieben.²⁰ Über die wild lebenden Tiere (Insekten, Amphibien, Reptilien, Vögel und

Säugetiere) in der Todeszone um Tschernobyl gibt es aktuelle Studien aus der Arbeitsgruppe um T.A. Mousseau, Biologe an der Universität von South Carolina, USA, und A.P. Möller von der Universität Oslo. Sie haben festgestellt, dass die Anzahl der Arten und die Populationsdichte der einzelnen Arten biologische Indikatoren für Radioaktivität in der Umwelt sind. Vögel sind für solche Untersuchungen am besten geeignet. Die genannten Autoren haben jetzt, im Februar 2011, eine Arbeit veröffentlicht, in der sie ihre Befunde von 550 gefangenen, vermessenen und wieder freigelassenen Vögeln im Kontext mit der ionisierenden Strahlung



Ein verlassenes Haus in der inneren gesperrten Zone um das Kraftwerk Tschernobyl

lung am Fundort beschreiben. Die zu 48 Arten gehörenden Vögel hatten umso kleinere Köpfe, je stärker die radioaktive Kontamination am Fundort war. In der Arbeit mit dem Titel „Chernobyl Birds Have Smaller Brains“²¹ schließen die Forscher aus den zu geringen Kopfmaßen auf eine Verkleinerung des Gehirns mit negativen Folgen für die Überlebens- und Fortpflanzungsfähigkeit. Als besonders strahlensensibel erwies sich

auch in diesen Untersuchungen die erwähnte Rauchschnalze.

Karpfenzucht war bis 1986 im Süden Weißrusslands eine wichtige Einkommensquelle; diese ist zum Erliegen gekommen, weil 75 % der Karpfeneier tödliche Anomalien aufweisen; die noch schlüpfenden Jungfische zeigen zahlreiche Fehlbildungen und sind deshalb weder zum Verkauf noch zur weiteren Zucht geeignet.²²

Unter den Haustieren scheinen die Ziegen am strahlenempfindlichsten zu sein. Nach Tschernobyl wurden in Fallout-Gebieten in Bayern, in der Nordwest-Türkei und anderen Ziegenlämmer mit grotesken Fehlbildungen geboren; manche Züchter meldeten bis zu 40 % Verluste an Jungtieren.²³

Der Schweizer Kollege Michel Fernex hat angesichts dieser Situation gesagt: „Tschernobyl wütet im Erbgut.“

Aus Anlass der 25. Wiederkehr der Tschernobyl-Katastrophe und der aktuellen Kernschmelze in Fukushima, mit Bezug auf die zur Zeit gezeigte Ausstellung im Kreishaus, hat die Herforder IPPNW-Gruppe vom 8.–28.4. eine Plakatwand gemietet.

Die Herforder Bildhauerin Anke Stratmann-Horn hat das Plakat entworfen. Sie hat einen Ausschnitt aus dem „Tor der Gewalt“ des österreichischen Bildhauers Alfred Hrdlicka gewählt, um das Grauen der Atomkatastrophe deutlich zu machen. Die genannte Hrdlicka-Skulptur steht auf dem Albertinaplatz in Wien. Hrdlicka lebte von 1928–2009; er hat sich intensiv mit Leid, Angst, Schrecken und mit der Bedrohung der Menschen künstlerisch auseinandergesetzt.

Anke Stratmann-Horn hat das steinerne Schreckensgesicht mit den Atomkatastrophenorten von Hiroshima bis Fukushima verknüpft. Mit dem Hinweis auf Erbgutveränderungen und damit auf die unbefristete Langzeitwirkung durch die freigesetzte



Atomkraftwerke machen Kinder krank

Radioaktivität ist ein ausdrucksstarkes Plakat entstanden, das indirekt zur Beendigung des Atomzeitalters aufruft.

Was uns Menschen als Langzeitfolge noch bevorsteht, kann nach nur einer Generation allenfalls erahnt werden. Auf jeden Fall ist Tschernobyl nicht vorbei, wie die IAEA uns glauben machen will. Die IAEA als mächtiges Sprachrohr der internationalen Atomlobby behauptet z.B., es habe „nur“ 54 Tschernobyl-Tote gegeben; die IAEA verneint den Zusammenhang der zahllosen neurologischen und psychiatrischen Erkrankungen mit der Belastung durch Radionuklide und verunglimpft die Patienten als „radiophob“. Die IAEA verhindert auch sachlich-neutrale Beschreibungen der Tschernobylfolgen durch die WHO, weil seit 1959 ein Vertrag²⁴ besteht, der die WHO verpflichtet, zu Strahlungsfolgen nichts zu veröffentlichen, was den

Interessen der IAEA zuwiderlaufen könnte. Auch im Hinblick auf Fukushima fällt das Schweigen der WHO auf. Dieser „Knebelvertrag“ ist ein Skandal.

Die Akte Tschernobyl kann und darf nicht geschlossen werden.

Nun zu uns in Deutschland, zur „Epidemiologischen Studie zu Kinderkrebs in der Umgebung von Kernkraftwerken“, die unter dem Acronym KiKK-Studie bekannt geworden ist.²⁵

Seit den 1980er Jahren gab es, besonders in Großbritannien und in Deutschland, immer wieder Studien und Berichte, die auf ein erhöhtes Krebs-, besonders Leukämierisiko für Kinder in der Umgebung von Atomkraftwerken hinwiesen. Besonders bekannt sind bei uns das Leukämie-Cluster in der Elbmarsch (AKW Krümmel) und die erhöhten Krebsraten in der Umgebung des bayrischen AKW Gundremmingen. Um diesen Verdacht endgültig aus der Welt zu schaffen, beschloss nach starkem öffentlichem Druck das Bundesamt für Strahlenschutz 2001, eine methodisch anspruchsvolle Studie in Auftrag zu geben.

Die Wissenschaftler des Mainzer Kinderkrebsregisters, begleitet von einem 12köpfigen Expertengremium, arbeiteten von März 2003 bis Dez. 2007 an der groß angelegten „Fall-Kontroll-Studie“; der Untersuchungszeitraum erstreckte sich von 1980 bis 2003, die Untersuchungs-Gebiete umfassten alle 16 deutschen AKW-Standorte mit 21 Reaktorblöcken.

1592 an Krebs (einschließlich Leukämie) erkrankten Kindern unter fünf Jahren wurden 4735, also ca. dreimal so viele Kontroll-Kinder gleichen Alters und gleichen Geschlechts, in den gleichen Regionen wohnend, gegenüber gestellt. Der Wohnabstand zum Abluftkamin des nächstgelegenen AKW wurde für alle Kinder bis auf 25 m genau bestimmt. Da es nicht möglich ist, in 6327

Wohnungen, zum großen Teil rückwirkend, die tatsächliche radioaktive Belastung zu messen, diente der Wohnabstand als „Surrogat“, als Ersatzgröße.

Das Ergebnis war für die Auftraggeber und für die ausführenden Wissenschaftler überraschend und offenbar unangenehm. Entgegen der Annahme, nichts zu finden, ergab sich nämlich Folgendes:

Je näher ein Kind unter fünf Jahren an einem AKW wohnt, desto größer ist sein Risiko, an Krebs, besonders an Leukämie zu erkranken.

Im 5-km-Nahbereich ist das Ergebnis hoch signifikant, d.h. es kann nicht zufällig sein.

Der Effekt lässt sich, allerdings mit abnehmender Deutlichkeit, bis zu einer Entfernung von 50 km nachweisen. Es wurde ein so genannter „negativer Abstandstrend“ festgestellt, d.h. je kleiner der Wohnabstand, desto größer das Erkrankungsrisiko.

Die genauen Zahlen:

Im 5-km-Umkreis erkrankten 77 statt der statistisch erwarteten 48 Kinder an Krebs, also 29, weil sie dort wohnten – Steigerungsrate 60%.

Untergruppe Leukämie: Es erkrankten 37 statt 17 Kinder, also 20, weil sie dort wohnten, Steigerungsrate 120%.

Im 50-km-Umkreis erkrankten in den 24 Jahren ca. 275 Kinder zusätzlich an Krebs.

Die Verwirrung war groß. Die Leiterin der Studie, Profn. Maria Blettner, sagte bei der Vorstellung der Ergebnisse im Dezember 2007, die radioaktiven Emissionen aus den AKW könnten grundsätzlich nicht die Ursache sein, da sie um den Faktor 1000 zu gering seien. Das Bundesumweltministerium und die Strahlenschutzkommission schlossen sich dieser Bewertung an; das Bundesamt für Strahlenschutz blieb etwas vorsichtiger.²⁶ Aus den Reihen der die Studie begleitenden Experten kam viel Protest gegen die Verleugnung des Studienergebnisses. Seitens

der IPPNW halten wir die Behauptung, die radioaktiven Emissionen aus den AKW im Normalbetrieb kämen als Ursache des bewiesenen erhöhten Krebsrisikos nicht in Frage, für einen wissenschaftlichen Betrug; nun trotz der hohen Signifikanz der Ergebnisse im Nachhinein doch den Zufall zu bemühen oder an andere schädigende Einflüsse („Confounder“) zu denken, erscheint uns völlig unlogisch und an den Haaren herbeigezogen, offenbar in dem Bemühen, die Atomindustrie zu schonen.

Wir sind sicher, dass die zusätzlichen Erkrankungen in der Regel schon intrauterin begannen; die extreme, oben beschriebene Strahlensensibilität des Embryos ist der Hauptschlüssel für die Erklärung jenes ominösen Faktors 1000. Dazu kommt, dass die gängigen Rechenmodelle für die Nuklidverteilung in der AKW-Umgebung, für die Aufnahme mit Atmung, Essen und Trinken, für die biologische Wirkung in verschiedenen Organen etc. allesamt veraltet sind und für Kinder schon gar nicht zutreffen.²⁷ Schließlich gibt es noch eine weitere, ganz aktuelle Erklärung: Emissionsmessungen an den Abluftkaminen der Atomkraftwerke werden vierteljahrsweise gemittelt von den Betreibern dem Bundesamt für Strahlenschutz zugeleitet (Abb. 1). Uns war aufgefallen, dass die Werte jeweils in einem Quartal pro Jahr, meistens im 3. oder 4., Spitzen aufweisen; in diesen Quartalen werden bis zu 10 mal mehr Radionuklide in die Umwelt abgegeben als in den anderen. IPPNW-Recherchen haben ergeben, dass in den betreffenden Zeiten die Revisionen und Brennelement-Wechsel durchgeführt wurden; dabei muss der Deckel des Reaktordruck-Gefäßes geöffnet werden – das bedeutet, dass große Mengen strahlender Substanzen entweichen. Wenn schon die gemittelten Quartalswerte solche „Spikes“ erkennen lassen, kann man sich

vorstellen, wie hoch die Tagesmesswerte während des Brennelementwechsels sein müssen – aber an Tagesmesswerte ist nicht heranzukommen; die werden von den Betreibern wie ein Betriebsgeheimnis gehütet. Solche Radioaktivitätsspitzen sind für in der Nähe wohnende Schwangere bzw. deren intrauterine Kinder besonders gefährlich.²⁸

Eine ganz neue Studie über die Relation zwischen Jungen- und Mädchengeburten im Umfeld von Atomanlagen in Deutschland und in der Schweiz belegt, dass Mädchen „verloren gehen“. Die Relation ist zugunsten der Jungen verschoben. Nach dieser Studie²⁹ sind in den letzten 40 Jahren im 35-km-Umkreis von 31 Atomanlagen in Deutschland und der Schweiz ca. 15.000 Kinder zu wenig geboren worden, zum größten Teil Mädchen. Ein ähnlicher Effekt war europaweit auch nach Tschernobyl festgestellt worden mit einem Verlust von 800.000–1.000.000 Kindern im Verhältnis von 10:3 zu Ungunsten der Mädchen. Nach den oberirdischen Atombombentests fand sich weltweit eine ähnliche Anomalie der Geschlechtchance bei der Geburt³⁰. Die stärkste Verschiebung der Geburtenrelation ist kürzlich von den gleichen Autoren in der Umgebung des missglückten Versuchs-„Endlagers“ Asse II bei Wolfenbüttel nachgewiesen worden – in der Hauptbetriebszeit von 1971–1978 mit einem Jahr Nachlauf wurden dort 142 Jungen auf 100 Mädchen geboren, während die normale Rate 105:100 beträgt.

Die Keimzellen sind wie die Zellen des Embryos hoch empfindlich für ionisierende Strahlung. Der Frage, warum Mädchengeburten stärker als Jungengeburten betroffen sind, ist ein Workshop auf unserem Berliner Kongress nachgegangen. Humangenetiker, Statistiker, Mediziner waren daran beteiligt. Die molekulargenetischen Vorgänge bei der Befruchtung und in den frühesten Phasen

der Embryogenese sind sehr kompliziert und störanfällig. Unter Einwirkung ionisierender Strahlen wird diese Störanfälligkeit erheblich gesteigert. Wenn ein x-Spermium involviert ist, ist die Strahlensensibilität besonders groß.³¹

Erhöhte Leukämieraten bei Säuglingen und Kleinkindern, Verschiebung der Geschlechtsrelation bei der Geburt zu Ungunsten der Mädchen und bestimmte Chromosomen-Aberrationen (dizentrische, azentrische und Ringchromosomen) gelten inzwischen als empfindliche biologische Indikatoren für ionisierende Strahlung.

**Nachbemerkung: Vom 3.–8. April 2011 wurde im Kreishaus Herford die Ausstellung „25 Jahre Tschernobyl – Menschen – Orte – Solidarität“ des Internationalen Bildungs- und Begegnungswerks (IBB) Dortmund/Kiew gezeigt. Im Rahmen des Begleitprogramms hielt ich am 6.4.11, ebenfalls im Kreishaus, einen Vortrag „Langzeitfolgen von Tschernobyl – Gefahren durch Atomanlagen auch im Normalbetrieb“. Der vorliegende Text ist eine überarbeitete und aktualisierte Version jenes Vortrags.*

- 1 Pflugbeil S, Paulitz H, Claußen A, Schmitz-Feuerhake I: Gesundheitliche Folgen von Tschernobyl-25 Jahre nach der Reaktorkatastrophe. IPPNW und Gesellschaft für Strahlenschutz, Berlin 2011
- 2 Cardis E et al.: Observed and predicted thyroid cancer following the Chernobyl accident: Evidence for factors influencing susceptibility to radiation induced thyroid cancer. In: Thomas G et al.: Radiation and Thyroid Cancer. EUR 18552 EN, 395, World Scientific, Singapore 1999
- 3 Hess J et al.: Gain of chromosome band 7q11 in papillary thyroid carcinomas of young patients is associated with exposure to low dose irradiation. Proceedings of the

- National Academy of Sciences (USA), May 2011
- 4 Zalutskaya T, Mokhort T et al.: Did the Chernobyl accident cause an increase in Type 1 diabetes mellitus incidence in children and adolescents? *Diabetologia* 47(1) 2004
 - 5 United Nations Scientific Committee on the Effects of Atomic Radiation (UNSCEAR): Sources, Effects and Risk of Ionizing Radiation. Report to the General Assembly UN 1.P.35–44, New York 1988
 - 6 Scherb H, Weigelt E: Zunahme der Perinatalsterblichkeit, Totgeburten und Fehlbildungen in Deutschland und Europa nach dem Reaktorunfall von Tschernobyl im April 1986. Otto Hug Strahleninstitut, Bericht 24,35, 2003
 - 7 Weinberg HS, Korol AB et al.: Very high mutation rate in offspring of Chernobyl accident liquidators. *Proc Biol Sci* 268 (1471), 2001
 - 8 Tsyb AF et al.: General characterization of health onsequences in first-generation offspring born to liquidators of the Chernobyl NPP accident. *Int J Rad Med* 6 (1-4), 116, 2004
 - 9 Fairlie I: The risks of nuclear energy are not exaggerated. llrc.org/fairlie 200110.htm, 2010
 - 10 Yablokov AV: Mortality after the Chernobyl accident, *Ann N Y Acad Sci* 1181, 192, 2009
 - 11 Yablokov AV, Nesterenko V et al.: Chernobyl – Consequences of the catastrophe for people and environment. *Annals of the New York Academy of Sciences*, Vol. 1181, Boston, 2009
 - 12 Bebashko V, Loganovsky K et al.: Does ionizing radiation accelerate the aging phenomena? International conference Kiev 2006. Contributed papers 1:pp.13/ www.tesec-int.org/pdf, 2006
 - 13 Yablokov AV: Tschernobyl – Wie viele sind ums Leben gekommen? IPPNW-Kongress „25 Jahre Tschernobyl“, Berlin, April 2011
 - 14 Orlov YA et al.: Tumors of the central nervous system in children (morbidity rates in Ukraine for 25 years. *Intern J Rad Med* 4 (1-4), 233, 2002
 - 15 Henze G: Vermehrt Neuroblastome bei Säuglingen in Süddeutschland. *Strahlentelex* 122-123, 8, 1992
 - 16 Noshchenko AG, Bondar OY et al.: Radiation induced leukaemia among children aged 0–5 years at the time of the Chernobyl accident. *Int J Cancer* 127 (2), 412, 2010
 - 17 Michaelis J, Kaletsch U et al.: Infant leukaemia after the Chernobyl accident. *Nature* 387, 246, 1997
 - 18 Nyagu AI, Loganovsky TK et al.: Psychophysiologic aftereffects of prenatal irradiation. *Int J Psychophysiol* 30 (3), 303, 1998
 - 19 Goncharova RI, Ryabakon NI: The levels of cytogenetic injuries in consecutive generations of bank voles inhabiting radiocontaminated areas. *Proc. Belarus Japan Symposium Minsk*, 312, 1994
 - 20 Ellegren H, Lindgren G et al.: Fitness loss and germline mutations in barn swallows breeding in Chernobyl. *Nature* 389, 593, 1997
 - 21 Möller AP, Mousseau TA et al.: Chernobyl Birds have smaller Brains. *PloS ONE* 6 (2) e16862, 2011
 - 22 Slukvin AM, Goncharova RI (Institut f. Genetik u. Cytologie, Minsk), pers. Mitteilung an Fernex M, zitiert in Fernex M: Tschernobyl wütet im Erbgut. 1998
 - 23 Noll I: Missbildungen bei Haustieren nach Tschernobyl. *Strahlentelex* 9, 1, 1987
 - 24 WHO Resolution WHA 12.40, 28.5.1959: Agreement between the International Atomic Energy, Agency and the World Health Organisation.
 - 25 Kaatsch P, Spix C et al.: Epidemiologische Studie zu Kinderkrebs in der Umgebung von Kernkraftwerken. Im Auftrag des Bundesmi-

nisteriums für Umwelt, Naturschutz und Reaktorsicherheit und des Bundesamtes für Strahlenschutz, 2007

26 Bundesamt für Strahlenschutz, Pressemitteilung 014/07 vom 19.12.2007

27 Fairlie I: Childhood cancers near German nuclear power stations: hypothesis to explain the cancer increases. *Medicine, Conflict and Survival* 25 (3), 206, 20

28 Kusmierz R, Voigt K, Scherb H. Is the human sex odds at birth distorted in the vicinity of nuclear facilities? A preliminary geo-spatial-temporal approach. *EnvirInfo* 2010, Shaker Verlag Aachen 2010

29 Körblein A: Säuglingssterblichkeit und Geschlechterverhältnis nach den Atmosphärischen Atomwaffentests. *Strahlentelex* 554-555 (24), 1, 2010

30 Scherb H, Sperling K: Heutige Lehren aus dem Reaktorunfall von Tschernobyl. *Naturwissenschaftliche Rundschau* 65, 229, 2011

Winfried Eisenberg,
Dr. med., Kinder-
arzt, geb. 1937,
4 erwachsene Kin-
der, 6 Enkelkinder.
Klinische Tätigkeit,
von 1984–2002
ärztlicher Leiter der
Kinderklinik Herford;
fachlicher Schwer-
punkt Neonatolo-
gie/Perinatalogie.



Winfried Eisenberg

Drei Jahre missionsärztliche Arbeit in Süd-Tanzania. seit 1982 Mitglied der IPPNW (Internationale Ärzte gegen den Atomkrieg/ Ärzte in sozialer Verantwortung); von 2003– 2007 Vorstandsmitglied. Themenschwerpunkte in der IPPNW: Arbeitskreis Atomenergie; Arbeitskreis Flüchtlinge/Asyl. IPPNW-Delegierter in der Bundesarbeitsgemeinschaft Pro Asyl; Mitglied der Flüchtlingsbegleitergruppe Herford.

Wer regiert die Welt?

Von Erhard Eppler

I. Wenn man so alt ist wie ich, erwarten viele so etwas wie Altersweisheit. Damit kann ich nicht dienen. Dafür ärgere ich mich noch zu viel. Aber als alter Mann kann man eine lange Zeit überblicken. Vor allem kann man vergleichen, was man vor 60 oder 50 oder 30 Jahren erlebt oder gar mitbewirkt hat mit dem, was heute in den Zeiten steht.

Als ich vor 44 Jahren, also 1967, meinen ersten Vortrag auf einem Kirchentag hielt, gab es in der alten Bundesrepublik zum ersten Mal seit dem Krieg eine kleine Wirtschaftskrise. Plötzlich keine hohen Wachstumsraten mehr, Firmenpleiten, Arbeitslose, sogar in der Automobilindustrie. Und das

hatte begonnen ausgerechnet unter der Kanzlerschaft des Wirtschaftswunder-Mannes Ludwig Erhard. Er musste gehen, dafür kam die erste Große Koalition mit Kiesinger und Brandt. Ihre Hauptaufgabe: Die Wirtschaft wieder anzukurbeln. Und das tat sie dann, und zwar gründlich, nach den Methoden, die in den Dreißigerjahren der britische Ökonom Keynes formuliert hatte. Die Älteren erinnern sich noch an Plisch und Plum, Franz Josef Strauß und Karl Schiller.

Damals verstand es sich noch von selbst, dass der Staat dem Markt einen Rahmen zu setzen, die Märkte zu ordnen hatte. Die Körperschaftssteuer für Unternehmen war noch etwa doppelt so hoch wie heute, der Spitzensatz der Einkommensteuer lag bei 53 %. Schulden hatte die Republik daher

so gut wie keine, obwohl doch noch 20 Jahre zuvor ganz Deutschland ein Trümmersfeld gewesen war und die Bundesrepublik inzwischen eine halbe Million Soldaten unter Waffen hatte. Zwei Jahre später, 1969, konnte dann die Regierung Brandt bei ihren Sozialreformen aus dem Vollen schöpfen, ohne neue Schulden. Wer von Sachsen aus das Westfernsehen verfolgte, wusste, dass die Deutschen im Westen nicht nur reicher und freier, sondern auch



„... wir haben einen Spielraum!“

sozial gesichert waren, anders als in der DDR, aber nicht weniger wirksam.

Diese Bundesrepublik hatten viele hier in Dresden, Leipzig oder Schwerin noch in Erinnerung, als sie der DDR-Führung erst klarmachten, dass sie das Volk sind und bald auch, dass die Deutschen ein Volk sind. Aber als dann die Einheit kam, viel schneller als alle erwartet und viele gehofft hatten, begegneten sie einem anderen Kapitalismus. Was sich in England und den USA schon in den frühen Achtzigerjahren durchgesetzt hatte, mit Margaret Thatcher und Ronald Reagan, war nun auch in Deutschland angekommen.

II. Die marktradikale Welle, die damals über den ganzen Erdball schwappte, sich als Folge der Globalisierung ausgab und Vieles wegschwemmte, was sich vorher von

selbst verstand, hatte, so sehr sie auch vom Antikommunismus lebte, etwas mit dem Marxismus-Leninismus gemein: Beides waren Ideologien, Heilslehren, die sich als Wissenschaft ausgaben. Wer gegen sie antrat, musste sich anhören, er sei unwissenschaftlich, verstehe nichts von Ökonomie. Noch etwas verband die beiden: War der Kommunismus versucht, bei dem Versuch gescheitert, den Markt durch den Staat, durch die Beschlüsse eines Politbüros und einer folgsamen Bürokratie zu ersetzen, so meinten die Marktradikalen: Wenn es doch so töricht war, den Markt durch Staat zu ersetzen, warum versuchen wir es nicht umgekehrt? Warum ersetzen wir nicht den Staat, so weit dies irgend geht, durch die Märkte? So bekam der Marktradikalismus vor 20 Jahren einen neuen Schub. Dabei spielten in Osteuropa sogar die gewandelten, konvertierten Kommunisten mit. „Weil der Sozialismus siegt“, galten für sie die Gesetze ihres Sozialismus. Nun hatte aber der Kapitalismus gesiegt. Also mussten auch die Gesetze des Kapitalismus gelten, und zwar in ihrer reinen, marktradikalen Form, wie sie die „Chicago-Boys“ verkündeten. Die Flat Tax, also denselben Satz bei der Einkommensteuer für Hilfsarbeiter und Milliardäre, gibt es nicht in Westeuropa, wohl aber in manchen Staaten des einstigen Warschauer Paktes.

Der Marktradikalismus war die vorläufig letzte wirksame Utopie: Wenn man nur die Märkte ungestört walten lasse, würden schließlich alle reich. Zuerst natürlich die ohnehin Reichen, aber dann tröpfle der Reichtum schließlich durch zu den Armen, wenn sie deren Schwimmbäder und Luxusjachten bauten. Das war die „trickle down“-Theorie. Der Staat war in dieser Heilslehre vor allem ein Markthindernis, dem man durch permanente Steuersenkung zuleibe rücken musste. Der Markt war immer klüger als die Politik. Daher verdient

in den USA heute die politische Führungsschicht weniger als 1 % dessen, worauf die ökonomische Führungsschicht Anspruch zu haben glaubt.

Wenn der Markt immer klüger ist als die Politik, dann bedeutet dies auch, dass da, wo der Markt blind ist, nichts geschieht. Der Markt aber ist sozial blind, und er ist ökologisch blind. Also kein sozialer Ausgleich, keine Rücksicht auf natürliche Kreisläufe. Tatsächlich waren wir in den Siebzigerjahren in manchen Feldern schon weiter als 2008. In den frühen Siebzigerjahren gab es schon eine ganze Literatur über die Frage, ob das gewohnte Wirtschaftswachstum die Lebensqualität erhöht oder gar gefährdet. Das wird erst jetzt wieder ausgegraben. Jetzt setzt der Bundestag eine Enquete-Kommission ein zum Thema „Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität“. Das sind genau die Themen, über die wir vor knapp vierzig Jahren schon gestritten haben. Sie wurden von der marktradikalen Welle einfach weggeschwemmt und tauchen jetzt wieder auf.

Heute wissen wir, dass in der Krise nicht die Märkte die Staaten, sondern die viel gescholtenen Staaten die scheinbar unfehlbaren Märkte retten mussten – und auch retten konnten, weil sie noch nicht ganz so schwach waren, wie die Marktradikalen sie machen wollten. Noch einmal zehn Jahre ungehemmter Marktradikalismus, dann hätten die Rettungspakete für die Banken die meisten Staaten dahin geführt, wo heute Griechenland und Portugal stehen. Denn die Finanzmärkte behandeln Staaten nicht anders als Unternehmen: Mit der Höhe der Schulden steigt der Zinssatz für Kredite, und zwar so lange, bis auch die Zinsen nicht mehr erschwinglich sind.

Wenn die Marktradikalen dem Staat zu-leibe rücken wollten, dann meinten sie zuerst den Sozialstaat. In den USA sind sie dabei bis heute erfolgreich. Aber wo jeder

nur für sich selber sorgt, mit sehr unterschiedlichem Ergebnis, spaltet sich die Gesellschaft in Gewinner und Verlierer. Gemeint war bei der Staatskritik auch die ökologische Verantwortung. Ökologie war für sie – und ist es heute noch – ein infamer linker Trick zur Fesselung der Märkte. In Entwicklungsländern und Schwellenländern, wo der Staat ohnehin schwach auf der Brust war, haben die Schlankheitskuren des IWF, des Internationalen Währungsfonds, viele Staaten nicht schlank, sondern schwindsüchtig gemacht. Sie konnten auch primitive Schulen nicht mehr finanzieren, auch keine unbestechliche Justiz, und die Polizisten waren so miserabel entlohnt, dass sie ohne Korruption gar nicht leben konnten und auch keine Lust mehr hatten, Verbrecher zu stellen. Das staatliche Gewaltmonopol zerbröselte, die Gewalt privatisierte und kommerzialisierte sich. So entstanden die „failing states“, die zerfallenden Staaten, und schließlich auch die „failed states“, die bereits zerfallenen Staaten wie Somalia oder der Kongo.

Heute haben wir an der Südgrenze der USA einen zerfallenden Staat. In Mexiko sterben jährlich mehr Menschen an der Gewalt zwischen rivalisierenden Drogenbanden, aber auch zwischen Drogenbanden und der Polizei (manchmal auch dem Militär), als in Afghanistan Menschen umgebracht werden. Und dort herrscht – wie man zugibt – Krieg.

Was da im Süden abläuft, wäre allein Gegenstand eines zweistündigen Vortrags. Der Staatszerfall dort widerlegt die These, der Bürger und die Bürgerin seien umso freier, je schwächer der Staat. Im zerfallenen Staat wird vor allem die Bürgerin nicht frei, sondern Freiwild. Anstelle des zweistündigen Vortrags mute ich ihnen zwei Überzeugungen zu, die sich bei mir in den letzten 20 Jahren verfestigt haben:

1. Während die größte Gefahr des 20. Jahrhunderts der autoritäre, ja totalitäre Staat war, ist es im 21. Jahrhundert der hilflose, handlungsunfähige, erpressbare und schließlich zerfallende Staat.
2. Während die Geißel des 20. Jahrhunderts die unvorstellbaren Gemetzel zwischen starken Nationalstaaten waren, die wir Weltkriege nennen, haben wir es im 21. Jahrhundert weniger mit Kriegen zwischen Staaten als mit Gewalt innerhalb von zerfallenden Staaten zu tun, vor allem mit privatisierter und kommerzialisierter, letztlich chaotischer Gewalt, für die es nur das Recht des Stärkeren gibt. Der Zerfall von Staaten beginnt mit der Spaltung der Gesellschaft. Wo sich die Wohlhabenden einigeln in Gated Communities, Städten innerhalb der Städte, hinter elektrisch geladenen Zäunen, bewacht von privat besoldeten Sicherheitsleuten, aus Furcht vor der Gewalt, die aus riesigen Slums kommt, in die sich die Polizei bestenfalls einmal am Tag in großen Gruppen hineintraut, wo beide nur noch durch Furcht und Hass verbunden sind, in den Slums mehr Hass als Furcht, in den Gated Communities mehr Furcht als Hass, wird durch die Spaltung der Gesellschaft so viel privatisierte Gewalt entbunden – von unten und von oben –, dass der Staat sein Gewaltmonopol nicht aufrecht erhalten kann.

IV. Wie die Krise, deren Ausläufer wir gegenwärtig erleben, entstanden ist, darüber kann man jetzt schon dicke Bücher lesen – oder auch nicht lesen, weil sie im Ökonomenjargon geschrieben sind. Vielleicht kann man als Laie sagen: Die Krise ist entstanden, weil hoch bezahlte Banker nicht mehr wussten, was sie in ihren Tresoren hatten. Weil sie für viele Milliarden Euro Papiere gekauft hatten, deren Risiken auch sie nicht mehr durchschauten. Nie-

mand hatte verhindert, dass in Derivaten von Derivaten Risiken versteckt wurden, die auch erfahrene Banker nicht erkannten.

Die Faustregel, die jeder Banklehrling in den ersten vier Wochen lernt, dass nämlich hohe Zinsen auch ein hohes Risiko bedeuten, war offenbar außer Kraft. Die gepriesene Deregulierung erwies sich als Falle. Die Märkte regulierten sich nicht von selbst.

Bald weigerten sich die Banker, in Deutschland alle, ihren Kollegen, wie üblich, Kredit zu gewähren, wenn die gerade nicht liquide waren. Kein Banker lieh dem anderen noch Geld – es sei denn, der Staat, der Finanzminister, garantierte die Rückzahlung. Jeder wusste, was er selbst an faulen Papieren gestapelt hatte und argwöhnte, beim Kollegen werde es nicht besser aussehen, vielleicht sogar noch schlimmer. Markt ohne Staat blockierte sich selbst. Schlimmer hat sich noch keine Ideologie blamiert. Schlimmer ist noch keine widerlegt worden.

Aber eindeutige Widerlegungen gelten nur in der Wissenschaft für immer, nicht in der Politik. Was als Verheißung erledigt ist, kann als Sachzwang wiederkehren. Die Staaten Europas sind aus der Krise mit sehr viel mehr Prestige herausgekommen, aber eben auch mit sehr viel mehr Schulden. Man traut ihnen wieder mehr zu, aber bezahlen und mittun können sie weniger. Jetzt wird nicht mehr privatisiert, weil eine Mehrheit dies für gut hält, sondern weil sich sonst der Haushalt nicht ausgleichen lässt. Jetzt wird im Sozialhaushalt nicht gekürzt, weil eben jeder für sich selber sorgen soll, sondern weil die Schuldenbremse es verlangt. Für die Betroffenen kann dies gleichgültig sein.

V. Die Wiederkehr des Marktradikalismus als Sachzwang lässt sich nur verhindern, wenn ein Tabu, das sich in den letzten 20

Jahren eingeschlichen hat, endlich gebrochen wird: Es ist das Verbot, von den Gewinnern dieser Epoche einen höheren Beitrag für die öffentlichen Kassen zu verlangen. In den USA hat ein gewisser Grover Norquist, Präsident der „Americans for tax reform“, seit vielen Jahren republikanischen Abgeordneten und Senatoren einen Eid abgenommen, dass sie niemals für eine Steuererhöhung stimmen werden. Und die meisten haben ihn abgelegt. So weit ist es in Deutschland nicht gekommen. Aber ein Tabu in den Köpfen gibt es auch hier.

Eines ist für mich klar: Wenn gegen die Verschuldung von Bund, Ländern und Gemeinden nur dadurch angekämpft werden soll, dass deren Leistungen für die Gesellschaft verringert werden, während die Zahl der Milliardäre steil ansteigt, dann werden wir der Spaltung nicht entkommen.

Nach der Widerlegung der marktradikalen Ideologie ergeben sich für mich zwei Hauptaufgaben für die nächsten Jahrzehnte:

1. Die ökologische Aufgabe, unser Wirtschaften sustainable, durchhaltbar, nachhaltig zu machen und den Klimawandel zu bremsen. Darüber kann ich hier nur so viel sagen: Dies ist eine Aufgabe der Politik und der Zivilgesellschaft. Sie lässt sich nicht an den Markt abtreten.
2. Unsere Gesellschaft zusammenzuhalten, ihre Spaltung zu verhindern. Das bedeutet auch: aus einer Konkurrenzgesellschaft Zug um Zug eine solidarische Gesellschaft zu formen.

Beides beißt sich nicht, es stützt sich gegenseitig. Wahrscheinlich werden wir nur nachhaltig leben und arbeiten können, wenn wir auch solidarisch sind. Und wahrscheinlich werden wir die Konkurrenzgesellschaft nur überwinden können, wenn wir die Bedürfnisse unserer Enkel und Ur-enkel ernst nehmen.

Wenn wir das schaffen wollen, brauchen wir nicht nur Gesetze und politische Entscheidungen. Natürlich brauchen wir einen TÜV für Wertpapiere. Wenn es möglich und nötig ist, kein Arzneimittel zuzulassen, ehe es von einer unabhängigen Stelle auf seine Wirksamkeit und seine Nebenwirkungen geprüft worden ist, dann ist es nötig und auch möglich, Papiere daraufhin zu prüfen, ob ein normaler Sterblicher begreifen kann, was er da kauft. So müsste ich fortfahren, wenn ich in einem Parlamentsausschuss säße. Hier auf dem Kirchentag ist etwas anderes noch wichtiger: Wir brauchen ein anderes geistiges Klima. Wir brauchen eine wache Zivilgesellschaft, die ein anderes Klima verbreitet.

VI. Wir haben in den letzten 20 Jahren gelernt, dass Egoismus eine gute Sache sei, weil er das Wachstum fördere: „Wenn jeder für sich selber sorgt, ist für alle gesorgt.“ Der, welcher im Neuen Testament „der Nächste“ ist, wurde zum Konkurrenten. Sicher, Wirtschaft läuft nicht ohne Wettbewerb. Aber der Kindergarten schon, sogar die Universität, ganz abgesehen von der Kirchengemeinde. In uns allen steckt einiges an Egoismus. Er hat auch seine Funktion. Aber man muss ihn nicht feiern, nicht zum Maß aller Dinge machen. Paulus hat an die Galater nicht geschrieben: „Einer konkurriere mit dem anderen. So werdet ihr das Gesetz des Marktes erfüllen.“ Sondern – und das war einmal das Thema eines Kirchentages: „Einer trage des anderen Last. So werdet ihr das Gesetz Christi erfüllen.“

Vor einigen Jahren hat ein renommierter Professor in einem renommierten Verlag eine Einführung in die Theorie geschrieben, die er neoliberal nannte, die ich inzwischen, um Missverständnisse zu vermeiden, marktradikal nenne. In diesem Büchlein beklagt der Professor die „Lernresistenz“ der Kirchen.

Sie seien schlicht unfähig, die neue Wahrheit zu erkennen und zu würdigen, obwohl diese doch wissenschaftlich erwiesen sei. Ich will jetzt nicht darüber rechten, ob die Kirchen diese Lernresistenz nicht gelegentlich etwas deutlicher hätten artikulieren können. Mir kommt es darauf an, dass die marktradikale Lehre das genaue Gegenteil der Botschaft ist, die uns als Christen bestimmt und motiviert. Jesus war immer für andere da, für seine Nächsten, für seine geringsten Brüder und damit auch für uns. Er hat nicht gelehrt, wie wir uns gegen andere durchsetzen oder gar, wie wir zu Geld kommen, er hat uns auf unsere Nächsten verwiesen, auf das Du, auf das Wir. Er hätte sogar seine Einwände gehabt gegen das, was wir heute Selbstverwirklichung nennen, es sei denn, wir suchen sie zusammen mit und im Dienst an unseren Nächsten.

Die Überwindung der marktradikalen Parolen bedeutet die Rückkehr zu einer Tradition von 2000 Jahren. In diesen 2000 Jahren haben die Europäer immer gewusst, dass Menschen auch egoistisch, manchmal sogar gierig sind, dass sie rücksichtslos und brutal sein können, dass sie andere betrügen, verletzen, ja töten können. Aber sie haben auch gewusst, dass humanes Zusammenleben nur gelingt, wenn sie aufeinander zugehen, einander helfen, einander vertrauen, sich füreinander verantwortlich fühlen, sich aufeinander verlassen können, sich selbst nicht zu wichtig und den Nächsten wichtiger nehmen.

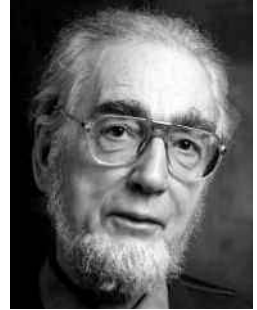
Es mag höchst konservativ klingen, für manche sogar reaktionär: Wenn auch unsere Enkel und Urenkel eine gute Zukunft haben sollen, wenn sie in und von einer einigermaßen intakten Schöpfung und in einer nicht gespaltenen, solidarischen Gesellschaft leben sollen, dann muss dieses uralte Wissen unser Handeln und damit auch

das gesellschaftliche Klima unseres Landes bestimmen.

Die christliche Botschaft ist nicht realitätsfern, sie ist realistischer als die dominante Ideologie der letzten 30 Jahre. Sie ist nicht altmodisch: Ihre Ethik ist das, was uns Zukunft erschließen kann.

*Dr. Erhard Eppler
1926 geboren in
Ulm, aufgewachsen
in Schwäbisch Hall
1943–1945 Soldat
1951 Abschluss des
Studiums der Ger-
manistik und Ge-
schichte mit der
Promotion*

*1953–1961 Lehrer
1961–1976 Mitglied
des Deutschen Bundestages
1966–1974 Bundesminister für wirtschaftliche
Zusammenarbeit
1970–1991 Mitglied des Bundesvorstandes der
SPD
1973–1989 Mitglied des Präsidiums der SPD
(ausgen. 1982–1984)
1973–1981 Landesvorsitzender der SPD in
Baden-Württemberg
1973–1992 Vorsitzender der Grundwertekom-
mission der SPD
1976–1982 Mitglied des Landtags von Baden-
Württemberg
1976–1980 Vorsitzender der SPD-Landtags-
fraktion
1981–1983 Präsident des Deutschen Evangeli-
schen Kirchentages
1985–1989 stellvertretender Vorsitzender bei-
der Programm-Kommissionen der SPD
1989–1991 Präsident des Deutschen Evangeli-
schen Kirchentages
Zahlreiche Veröffentlichungen; zuletzt 2005
bei Suhrkamp: „Auslaufmodell Staat?“*



Erhard Eppler

REZENSIONEN

Die Christenheit vor der Gewaltfrage

Jean Lasserre, *Die Christenheit vor der Gewaltfrage*, LIT Verlag, Münster 2010, 127 S., ISBN 978-3-643-10689-6.

Von Wieland Zademach

Eine echte Perle unter den Publikationen der Friedensarbeit ist hier anzuzeigen: die Neuauflage eines lange Zeit vergriffenen Werkes eines fast ebenso lange in Vergessenheit geratenen Friedensaktivisten. Und zugleich eine Erinnerung an Dietrich Bonhoeffer und dessen Rolle im damaligen „Weltbund für Freundschaftsarbeit der Kirchen“. Als junge Stipendiaten für ein Jahr am Union Theological Seminary in New York treffen beide 1930 aufeinander, werden zu Freunden und bereichern einander theologisch ihr Leben lang.

Als Pfarrer der reformierten Kirche Frankreichs, vorwiegend in Arbeitergemeinden wie viele Jahre lang als Reise-sekretär für den Internationalen Versöhnungsbund, ist Lasserre vertraut mit der Frage nach sozialer Gerechtigkeit, ebenso wie er sich herausgefordert sah durch den unauflösbaren Widerspruch von christlicher Friedenspredigt und praktischer Kriegsteilnah-

me. Seine Dissertation „Der Krieg und das Evangelium“ 1953 – als Buch 1956 – nimmt diese Thematik umfassend auf und macht ihn international bekannt. Die Frage nach dem Verhältnis von Christentum und Gewalt beschäftigt ihn kontinuierlich in seiner Reise- und Vortragstätigkeit. Daraus entsteht schließlich 1965 dieses Buch, dessen Sprachstil noch erfrischend deutlich den Ursprung im konkreten Dialog widerspiegelt.

Sind wir treue Zeugen Christi mit unserer Haltung gegenüber der Gewalt – oder verraten wir ihn? Wie konnte es dazu kommen, dass Theologen über Jahrhunderte die Vereinbarkeit zweier Realitäten propagieren, die doch schlechterdings unvereinbar sind? Auf diese Grundfragen sucht Lasserre nach einer Antwort und findet sie in einer christologischen Begründung des Pazifismus, die zeigen will, dass nur der gewaltfreie Kampf eine dem Evangelium gemäße Haltung darstellt. Was diese Ausführungen so überzeugend und hilfreich macht, sind ebenso die exegetischen wie systematischen Überlegungen wie auch manche – damit zusammenhängende und en passant eingestreute –



Denk-Anstöße: gleichsam Widerhaken für die eigene Friedensarbeit.

„War Jesus der Friedensfürst?“ Dieser Frage geht Lasserre im ersten Kapitel nach und zieht den Bogen von den messianischen Prophezeiungen im Alten Testament über die Bergpredigt und die „Erfüllungshinweise“ in den Evangelien bis hin zu den Kirchenvätern und deren Aufnahme des christologisch begründeten jesuanischen Friedenszeugnisses. Für Cyprian, Tertullian oder Laktanz war wie für alle „Kirchenväter der ersten drei Jahrhunderte völlig klar, dass Christen nicht töten und keinen Kriegsdienst leisten“ (S. 28). Clemens von Alexandrien hat dies wohl am deutlichsten zusammengefasst (sprachlich so, dass seine Klientel ihn nicht missverstehen konnte): „Wir exerzieren für den Frieden, nicht für den Krieg. Wir sind Soldaten für den Frieden, ein unblutiges Heer, das Christus durch Sein Blut und Sein Wort rekrutiert hat, um Ihm das Himmelreich zu übergeben. Ziehen wir also die Rüstung des Friedens an!“ (S. 29).

Und heute? Warum sind die Christen nicht auf diesem Weg der ersten Jahrhunderte geblieben? Warum haben sie durch ihre Gewalttätigkeiten die Botschaft ihres Herrn verraten und entstellt? Warum erscheint Christus in den Augen der amerikanischen Indi-

aner, der Inder, Araber, Buddhisten und Kommunisten als Kriegsfürst? Warum wird „die Hiroshima-Bombe in Japan ‚christliche‘ Bombe genannt?“ (S. 30). Um diese Fragen kreisen die folgenden Kapitel, in denen Lasserre nach dem Verhältnis Jesu zur Gewalt fragt, den heidnischen Charakter des Krieges entlarvt, die konstantinsche Häresie schonungslos benennt und den gewaltfreien Kampf als evangeliumsgemäße Haltung anschaulich und plausibel erläutert.

Durchaus feinsinnig, wie am Beispiel von Jesu „Templeinigung“ die Ambivalenz von Sanftmut und Gewalt durchgespielt und gleichzeitig aufgelöst wird: „Sicherlich schätzen die Christen die Sanftmütigkeit Jesu; sie mögen aber auch die Gewalt der Hartherzigen, der Starken; sie würden gern ersteren anbeten, ohne aufzuhören, die letzteren nachzuzahlen und zu bewundern“ (S. 33). Der Peitschen schwingende Jesus eignet sich dafür aber ganz und gar nicht. Denn, wie Lasserre in einer brillanten Exegese zeigt und jahrhundertlange (absichtliche?) Missverständnisse hoffentlich endgültig beseitigt: mitnichten hat sich Jesus an den Händlern vergriffen! Mit der Peitsche hat er ausschließlich die Tiere hinausgetrieben; die Händler werden nicht einmal aufgefordert, wegzugehen,

Jean Lasserre

Christenhe Gewaltfr de für ein Umd gekommen





vielmehr dazu, Jesus beim Aufräumen zu helfen ...

Das vierte Jahrhundert war in der Geschichte der christlichen Kirche der Beginn des großen Abfalls von der Treue zum Evangelium. Mit Recht spricht Lasserre nicht vom konstantinischen Zeitalter oder von der konstantinischen Wende, sondern von der konstantinischen Häresie, denn „es hat sich eben doch die Haltung der Kirche grundlegend gewandelt und nicht ihre Situation“ (S. 57). Oder wie anders soll man es bezeichnen, wenn im Jahre 314 auf einem vom Kaiser (!) in Arles einberufenen Konzil die versammelten Bischöfe beschließen, „dass von nun an Soldaten, die zu Friedenszeiten ihre Waffen wegwerfen oder sich den Befehlen ihrer Oberen widersetzen, zu exkommunizieren seien“ (S. 55)?

Nicht mehr ganz so aktuell wie noch zu „Kaisers Zeiten“ ist – Gott sei Dank und hoffentlich! – das, was Lasserre über den heidnisch-sakralen Charakter des Krieges sehr anschaulich artikuliert. Und dennoch ist man noch in der Rückschau erschrocken darüber, wie Mars – immer zusammen mit dem höllischen Dreigespann Eros, Bachus, Mammon – sein Unwesen auch in christlichen Kreisen treiben konnte: „Und die Christen... singen weiter ihre Loblieder auf den Sieg ihre Erlösers,

während ihr Herz sich schon widerstandslos der allmächtigen Herrschaft des Gottes Mars ausgeliefert hat ... Sie preisen Christus, fühlen sich aber geschmeichelt, wenn Fahnen der Veteranen ihre Heiligtümer schmücken ..., wenn Militärseelsorger in Offiziersuniformen statt im Talar predigen“ (S. 69). Leider ist diese Zustandsbeschreibung (an dieser Stelle sei einmal die sprachlich einfühlsame Übersetzung hervorgehoben) immer noch ebenso wenig gegenstandslos wie der Hinweis, „dass man den Soldaten bei der Einberufung die Preislisten der Heeresbordelle zusammen mit den Gottesdienstzeiten bekannt gibt“ (S. 35f.) ...

Das Kapitel über den gewaltfreien Kampf gehört sicher zu den zukunftsweisenden Äußerungen in diesem Band, deren Potenzial es noch auszuschöpfen gilt. Neben der Differenzierung gegenüber einer Haltung der Widerstandslosigkeit oder dem passiven Widerstand wie auch einer puren Gewaltlosigkeit besticht hier die deskriptive Definition des gewaltlosen Kampfes. Fundamental ist die Unterscheidung zwischen dem Verbrechen und dem Verbrecher, die eben nicht dem Irrtum erliegt, mit dem Angriff auf den Verbrecher als Person würde das Unrecht beseitigt: „Gewaltlosigkeit ist eine Kampfesmethode, mit der man Unrecht,

Invasion und Unterdrückung zu beenden versucht, ohne jedoch denen Böses zuzufügen, die sich zum Werkzeug dieser Übel gemacht haben“ (S. 99). In Anlehnung an das hinduistische „ahimsa – nicht schaden“ wird der Gegner als Mensch behandelt und an dessen Gewissen appelliert. Im Unterschied zum passiven Widerstand gehört zu einer gewaltlosen Aktion die gezielte Nichtbefolgung der Gesetze des Gegners als ziviler Ungehorsam: Aus Selbstachtung werde ich mich eurem schlechten Gesetz nicht fügen. Der Gegner braucht keine Angst zu haben, aber sein Verhalten wird mit großem Ernst in Frage gestellt durch einen Ungehorsam, der gesund und heilsam ist: „Gewaltlosigkeit ist auf der horizontalen, zwischenmenschlichen Ebene die Anwendung der Methode, mit der Gott in Jesus Christus die normale vertikale Beziehung zwischen sich selbst und den Menschen wieder hergestellt hat“ (S. 103).

Die konstantinsche Häresie dauert bis heute ungebrochen an. Im Gefängnis dieser Häresie waren zwangsläufig alle Missionsbemühungen aus westlich-weißer Perspektive

kompromittiert, zumal wenn sie sich im Rahmen kolonialistischer Bestrebungen abspielten: „Solange ein Bündnis zwischen Säbel und Weihrauchkessel besteht ... ist nicht nur die Achtung vor den Weißen bedroht, sondern auch die Wahrheit des Evangeliums der Liebe in Frage gestellt“ (S. 112f.). Und auch alles angebliche Streben nach Einheit bekommt „einen falschen Klang, solange die Christen der Ökumene nicht Kriegsdienstverweigerer geworden sind“ (S. 113).

Was wir brauchen, ist eine neue Reformation – aber eine in der Tradition der Waldenser und Hussiten, nicht so sehr im Sinne Luthers und Calvins, die „ihre Kirchen fest in der Zwangsjacke des konstantinischen Denkens“ hielten (S. 118): „Die zweite Reformation muss das Liebesgebot in den Mittelpunkt rücken (a.a.O.) ... Es ist noch nicht zu spät, aber dringend“ (S. 121).

Den Herausgebern der Reihe FRIEDENSWISSENSCHAFT sind Mut und Mittel zu wünschen für die Veröffentlichung weiterer solch wegweisender Arbeiten.



Reich Gottes im Werden. Modell einer auftragsorientierten Gemeindeentwicklung

Martin Hoffmann/Hans-Ulrich Pschierer, Reich Gottes im Werden. Modell einer auftragsorientierten Gemeindeentwicklung, Evangelische Verlagsanstalt Leipzig 2009, 162 S., ISBN 978-3-374-02673-9.

Von Wieland Zademach

Ein Buch, das Hoffnung macht. Hoffnung darauf, dass Kirche sich endlich wieder mit ihrem Auftrag beschäftigt – anstatt mit Organisationsfragen ihrer institutionellen Gestaltung! Gemeindeentwicklung als zeichenhafte Gestaltwerdung des Reiches Gottes: Darum geht es und nicht um den Ausbau krisenfester und zukunftsicherer Strukturen einer Institution, deren Selbsterhalt oftmals wichtiger erscheint als die inhaltliche Wahrnehmung ihres Auftrages. Reich Gottes als kritischer Maßstab für alles Planen und Handeln in einer Gemeinde, als Perspektive ihrer Verantwortung wie ihrer Freiheit.

Bei ihrer Wende im Ansatz der Gemeindeentwicklung machen sich die beiden Autoren aus dem Predigerseminar in Nürnberg für eine Neuorientierung am kirchlichen Auftrag

stark. Gemeindeentwicklung als hermeneutischer Prozess durchläuft die Problemkreise Auftragserschließung sowie Gemeinde- und Kontextanalyse und mündet auf diesem Hintergrund in methodisch reflektiertes Handeln. Leitmotiv in allen Arbeitsweisen wie auch im Umgang mit Ressourcen ist dabei die Orientierung der Gemeinde am Reich Gottes.

Entsprechend wird in der theologischen Grundlegung dieser Auftrag näher bestimmt. Wenn Kirche nicht um ihrer selbst willen da ist, sondern eine Aufgabe im Handeln Gottes mit und an seiner Welt hat, dann stellt Gemeindeentwicklung eine Fortsetzung des Handelns Gottes mit und durch uns Menschen dar. Wenn Kirche gleichzeitig als Werkzeug und als antizipatorisches Zeichen für das kommende Reich Gottes verstanden wird, dann hat Gemeindeentwicklung Anteil am Werden des Reiches Gottes. Reich Gottes wird hier verstanden als ein „emergentes Geschehen“, als „Machtbereich Gottes, der unserer Wirklichkeit zu Grunde liegt, in ihr aufbricht und Gestalt gewinnt“ (S. 17). Das Reich Gottes als „Leben



in Fülle“ (Joh. 10,10) bleibt als „letzte Wirklichkeit“ (Dietrich Bonhoeffer) eine noch zu vollendende Größe und damit menschlicher Realisierung und Instrumentalisierung entzogen. In der vorletzten Wirklichkeit aber lebt und agiert Gemeinde als Hüterin und Anwältin dieses „Lebens in Fülle“. Sie „nimmt punktuell aufleuchtende Momente der Fülle wahr und feiert sie in Dank und Lob. Sie setzt sich ein für mehr Fülle des Lebens im Sinn einer Reich-Gottes-Gemäßheit“ (S. 19).

Gegenwärtige Erfahrungen der „Fülle des Lebens“, des angebrochenen Reiches Gottes haben immer fragmentarischen Charakter, denn die Anzeichen von Freiheit, Frieden, Gerechtigkeit und Liebe sind oft nur verborgen, bedroht und gefährdet wahrnehmbar unter den Bedingungen dieser Welt. Genau deswegen ist Reich Gottes als „Fülle des Lebens“ eben auch eine widerständige Größe gegenüber aller real existierenden Wirklichkeit. Es verkörpert das ideologiekritische Potential der biblischen Botschaft gegenüber herrschenden Konventionen, Moralvorstellungen, Werten und Leitbildern. Gemeindeentwicklung, die sich dieser ideologiekritischen Kraft aussetzt, wird darum immer auch „Züge einer Gegen-Gesellschaft tragen: selbstkritisch in eigener Überprü-

fung ihres Selbstverständnisses, ihrer Gestalt und ihres Handelns, und kritisch-konstruktiv agierend in Botschaft und Leben in ihrem gesellschaftlichen Umfeld. Nur so wird ihr diakonisch-dienender Aspekt Hinweis- und Zeichencharakter für das Reich Gottes erlangen können“ (S. 21f.).

Es ist beeindruckend, wie dieser Ansatz einer Reich-Gottes-Orientierung nun durchgehalten und umgesetzt wird. Unter dem Stichwort „Rechenschaft geben“ (über die Hoffnung, die in euch ist – 1. Petr. 3,15) zunächst als hermeneutischer Zirkel von Sehen-Urteilen-Handeln in Bezug auf die Gestalt der Gemeinde: Fragen der Struktur, der Organisation, der Arbeitsabläufe bis hin zum Klima in der Leitung, etwa beim Kommunikationsverhalten in Konfliktfällen – alles Dimensionen und Komponenten der Identität einer Gemeinde. Wenn in der Wirtschaft die Organisationsform am Ertrag gemessen wird, dann sind die Organisationsformen in der Kirche an der Eignung für die Auftragserfüllung zu messen. Oder anders: „Die theologische Reflexion unter der Reich-Gottes-Perspektive leitet zu einer konstruktiv-kritischen Auseinandersetzung mit der eigenen Identität an“ (S. 46).

Neben der Frage nach dem Auftrag stehen die Fragen nach der pastoralen Kompe-





tenz und der Gemeinde vor Ort im Mittelpunkt. Bei der Verantwortlichkeit für die Gemeindeentwicklung wird die „Kirchenvorstandsarbeit im Horizont der anbrechenden Gotesherrschaft“ beleuchtet sowie der Pfarrberuf nach allen Seiten hin geprüft. Wegweisend für ein Stück Klarheit in der gegenwärtig heillos erscheinenden Debatte um Ordination, Beauftragung etc. der verschiedenen abgestuften Ämter könnte dabei der hier vorgenommene Bezug auf These IV der Barmer Theologischen Erklärung von 1934 sein: „Die verschiedenen Ämter in der Kirche begründen keine Herrschaft der einen über die anderen, sondern die Ausübung des der ganzen Gemeinde anvertrauten und befohlenen Dienstes.“ Der eine Dienst, die verschiedenen Ämter – so lässt sich Klarheit bringen in das Verhältnis der Berufsgruppen in der Kirche: „Die unterschiedlichen Berufsgruppen in der Kirche haben Teil an dem einen Dienst der Kirche, sind aber mit unterschiedlichen Ämtern betraut.“ (S. 77). Theologisch gesprochen, liegen die Unterschiede nicht in Berufung und Segnung, sondern in der Sendung: „Der Streit, ob andere Berufsgruppen als Pfarrer Teil haben an

der öffentlichen Wortverkündigung und Sakramentsverwaltung, ist so gesehen müßig: Sie haben in ihrem Aufgabenfeld oft daran teil, ist doch auch ihr Amt eine Ausdifferenzierung des einen Dienstes, und doch sind die Aufgabefelder nicht dieselben“ (S. 78). Sich im Jubiläumsjahr von Barmen dieser Erkenntnis zu erinnern und sie ökumenisch fruchtbar zu machen – das wäre ein angemessener Beitrag von Reich-Gottes-Orientierung der Einen Kirche!

Ein ausführlicher Praxis-Teil unterbreitet schließlich konkrete Vorschläge zur Arbeit im und mit dem Kirchenvorstand im Sinne dieses auftragsorientierten Modells von Gemeindeentwicklung. Dabei reicht die Palette von Vorschlägen zur Gemeindegliederung und Projektentwicklung bis hin zu Praxisbeispielen von Gemeinden in der Großstadt wie im ländlichen Raum; kulminierend in der Konfirmandenarbeit, wo verschiedene Szenarien angeboten werden.

Insgesamt ein Buch aus der Praxis für die Praxis, das besticht durch seine konsequente Vererdung einer aktuellen Reich-Gottes-Hoffnung ebenso wie durch die gute Lesbarkeit seiner praxis-erprobten Analysen und Modellbeispiele.

BUNDESNACHRICHTEN

Jahrestagung BRSD

Zur Jahrestagung lädt der BRSD herzlich ein: 7.–9. Oktober 2011 in Lage-Hörste beim ver.di, Institut für Bildung, Medien und Kunst, Teutoburger-Wald-Straße 105, 32791 Lage. Es referiert Prof. Dr. Christoph Butterwegge zum Thema: „Armut in einem reichen Land“. Wie das Problem verharmlost und verdrängt wird. „Armut“ ist zuletzt aus einem Tabu- beinahe zu einem Topthema geworden, das in Talkshows über die Neufestsetzung der Hartz-IV-Regelsätze, die Angst der Menschen vor einem sozialen Absturz, den Zerfall der Mittelschicht oder die Folgen der Weltfinanzkrise sehr häufig erörtert wird. Man spricht jetzt zwar viel mehr darüber, nimmt sie aber ebenso wenig als gesellschaftliches Kardinalproblem wahr und ernst wie in der Vergangenheit. Die in der wohlhabenden Bundesrepublik spürbar zunehmende Armut wird deshalb auch nicht

konsequent bekämpft, sondern immer noch geleugnet, verharmlost und „ideologisch entsorgt“. Wie das in Politik, Massenmedien und Wissenschaft geschieht, zeigt der Referent an zahlreichen Beispielen, etwa den Auslassungen von Guido Westerwelle über Hartz-IV-Bezieher oder von Thilo Sarrazin über Arme und Migranten. Was getan werden müsste, damit sich die Kluft zwischen Arm und Reich wieder schließt, macht er abschließend deutlich. Prof. Dr. Christoph Butterwegge, geb. 1951, lehrt Politikwissenschaft an der Universität zu Köln. Seine letzten Buchveröffentlichungen zum Thema: „Kinderarmut in Ost- und Westdeutschland“ (2. Aufl. Wiesbaden 2008), „Armut in einem reichen Land. Wie das Problem verharmlost und verdrängt wird“ (2. Aufl. Frankfurt am Main 2011) sowie „Krise und Zukunft des Sozialstaates“ (4. Aufl. Wiesbaden 2011).

33. Deutscher evangelischer Kirchentag in Dresden

Geburtstagsfeier zum 85jährigen Bestehen des Bundes

Von Norbert Voß

Es ist eine gute Tradition: Der „Bund der Religiösen Sozialistinnen und

Sozialisten e.V.“ beteiligt sich am evangelischen Kirchentag. Ein Stand auf dem „Markt der Möglichkeiten“ bot wieder die Möglichkeit zu vielfältigen Gesprächen. Bundesgenossinnen und -genossen konnte man treffen, die man nur alle





zwei Jahre sieht, gute Bekannte kamen vorbei, Mitglieder befreundeter Organisationen besuchten unseren Stand. Es gab vielfältige Gespräche, auch und gerade mit Menschen, die unseren Bund noch nicht kannten. Das Interesse an unserem Bund ist in den letzten Jahren gestiegen. Besonders jüngere Menschen diskutierten gerne mit den Menschen am Stand.

Ein besonderer Höhepunkt unserer Beteiligung am Kirchentag war die Agapefeier, die die Gruppe „Thomas Müntzer“ des BRSD in der Zionskirche in Dresden gestalten konnte. Über fünfzig Menschen nahmen daran teil, es wurden gute Gespräche geführt und Gemeinschaft erlebt.

Seit fünfundachtzig Jahren gibt es nun den BRSD. Das



Ingelore Gaede, Erhard Gries, Norbert Voß, Robert Wollborn (v.l.n.r)

war auch der Aufhänger für viele Gespräche, die wir geführt haben. Viele Menschen auf dem Kirchentag waren verwundert, dass es diese dialektische Beziehung von Christentum und Sozialismus schon so lange gibt. Ob unsere Gründerinnen und Gründer schon so weit in die Zukunft gedacht haben?

Bilder und Fotos:

Reinhard Gaede	3, 72
Renate Müller	6
Monika Lawrenz/LVH	14
Friedrich-Martin Balzer	18
Karlheinz Lipp, privat	36, 38
Bernd Höner	42
Ludwig von Behren, privat	45
Ulrike Jaeger	46, 47, 49, 56
Anke Stratmann-Horn	48
IPPNW	54
Winfried Eisenberg, privat	58
Horst Haitzinger, Neue Westfälische, 23.6.11, Nr. 144	59
Giesela Scheiterlein	63
LIT Verlag, Münster	65
Otto Pankoke, Stadtmuseum Düsseldorf	66
Gandhi, Wikipedia	67
Ulrich Henn, Ev.-Luth. Kirchengem. Herford Mitte	68–70
Martina Ludwig	72

Autorinnen und Autoren:

Heinz-Georg Ackermeier

Glietenberg 2
58566 Kierspe

Renate Bartmann

Merowinger Str. 35
50677 Köln

Ludwig von Behren

Auf'm Rode 11c
32584 Löhne

Dr. Winfried Eisenberg

Wellbrocker Weg 61
32051 Herford

Dr. Erhard Eppler

Friedensberg 6
74523 Schwäbisch Hall

Ulrike Jaeger

Bodelschwinghstr. 97
32257 Bünde

Prof.n Dr. Margot Käßmann

c/o Birnsteins Büro
Postfach 610 612
10937 Berlin

Dr. Karlheinz Lipp

Friedrich-Wilhelm-Str. 42
12103 Berlin

Dieter Stork

Klusstr. 93
32257 Bünde-Dünne

Norbert Voß

Altvolberg 20
51503 Rösrath

Dr. Wieland Zademach

Fritz-Henkel-Str. 38
53572 Unkel

Mitarbeit: CuS versucht eine Mischung aus aktuellen politischen Ereignissen, theologischer und politischer Diskussion, Aktualisierung religiös-sozialistischer Theologie und Politik, Aufarbeitung religiös-sozialistischer Geschichte und von Beiträgen, die sich um die Entwicklung einer Befreiungstheologie und einer entsprechenden Praxis in und für Europa bemühen. **Wir freuen uns über unverlangt eingesandte Manuskripte, auch mit Bildern.** (Allerdings können wir dafür nicht haften.) Auch Texte, die der Meinung der Redaktion nicht entsprechen, aber für unsere Leserinnen und Leser interessant sind, werden veröffentlicht. Gleiches gilt für LeserInnenbriefe. Wer regelmäßig geistesverwandte fremdsprachige Zeitschriften liest, sollte uns dies mitteilen und uns Artikel zur Übersetzung vorschlagen.

Artikel: Da die Redaktionsarbeit unentgeltlich erfolgt, haben wir nur in Ausnahmen Zeit für das Eingeben von Manuskripten. Wir bitten, uns Texte folgendermaßen zuzusenden:

- **Texte** in einem der PC-/Mac-üblichen Formate (RTF, TXT oder DOC) auf CD oder per E-Mail.
- **Bilder** bitte digital als JPG-, TIFF-, EPS- oder PDF-Format mit mindestens 300 dpi Auflösung. Keine Internetbilder (!), da sie nicht den Anforderungen des Offsetdrucks entsprechen. Im Notfall als scanfähiges Foto per Post.
Adresse: cus@brsd.de oder reinhard-gaede@gmx.de, bzw. Reinhard Gaede, Wiesestr. 65, 32052 Herford.

Sprache: Wir wünschen uns eine Sprache, die die weibliche und männliche Form gleichermaßen berücksichtigt.

Endredaktion: Über einen Abdruck entscheiden die MitarbeiterInnen der Redaktion. Ein Anspruch auf Veröffentlichung besteht nicht.

CuS. Christ und Sozialist. Christin und Sozialistin. Kreuz und Rose

Blätter des Bundes der Religiösen Sozialistinnen und Sozialisten Deutschlands e.V./www.BRSD.de

Erscheint seit 1948 (vorher gab es bis zur Unterdrückung durch den Hitler-Faschismus: Das Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes 1924–1933, das Rote Blatt der Katholischen Sozialisten 1929–1930 und die Zeitschrift für Religion und Sozialismus 1929–1933).

Helmut Gollwitzer: Warum bin ich als Christ Sozialist? Warum wird ein Mensch Sozialist?

Ein Mensch wird Sozialist, weil er entweder durch die Schäden des gegenwärtigen Gesellschaftssystems selber schwer getroffen ist oder weil er sich mit diesen Betroffenen identifiziert, aus moralischen Motiven oder aus rationaler Einsicht in die Dringlichkeit revolutionären Veränderung oder aus beidem.

Ein Mensch wird Sozialist, wenn er die gesellschaftlichen Schäden nicht nur als Einzelphänomene erfährt oder beobachtet, sondern die Vordergrundsphänomene durchschaut auf ihren Zusammenhang hin: den Zusammenhang, den sie untereinander haben und den Zusammenhang mit den Grundstrukturen der gegenwärtigen Gesellschaft, mit der in ihr dominierenden Produktionsweise.

Solche Vordergrundsphänomene waren schon seit dem Frühkapitalismus: Arbeitslosigkeit, krasse Ungleichheit der Chancen und der Lebensverhältnisse, verheerende Wirkung der kapitalistischen Krisen auf ungezählte Existenzen, Ökonomische Ursachen internationaler Konflikte (Kriege), militärisch-industrieller Komplex (Rüstungsindustrie, Waffenhandel), Versklavung anderer Völker (Kolonialismus). – Hinzugekommen sind heute: Ressourcenvergeudung, Unmenschlichkeit der Städte, Landschaftszerstörung, Erhöhung der Produktivität durch verschärfte Zerstückelung und Mechanisierung der Arbeit (Taylorisierung) und der Effektivitätskontrolle, Wegrationalisierung von Arbeitsplätzen und Entqualifizierung der Arbeit durch neue Technologie, Diskrepanz zwischen Befriedigung der Konsumbedürfnisse und Frustration in den Lebensbedürfnissen, Kommerzialisierung der zwischenmenschlichen Beziehungen und der Sexualität, Zerfall der Familie, Unterwerfung der Bürger unter bürokratisch-technokratische Apparate.

Hinzu kommt, dass gleichzeitig mit der Befriedigung der materiellen Bedürfnisse der breiten Masse in den Industriestaaten die materielle Verelendung der Mehrheit der Weltbevölkerung ein in der Geschichte noch nie gesehenes Ausmaß erreicht hat. Die Frage drängt sich auf, ob der Wohlstand hier und das Elend dort ursächlich zusammengehören wie zwei Seiten derselben Medaille. (Auszug aus: Warum bin ich als Christ Sozialist?, CuS 1980)

Abonnements:

Per Post:

BRSD Sekretariat Norbert Voß,
Altvolberg 20, 51503 Rösrath

Per Telefon:

0 22 05/79 37

Per E-Mail:

n.voss@redezzeit.de

Bezugspreise (inkl. Versand):

Inland € 20,- pro Jahr · Ausland: Europa € 24,-,
Welt € 28,50 pro Jahr · Förderabonnement € 25,-
oder mehr. Bitte überweisen Sie den Betrag
jeweils zum Jahresbeginn an den BRSD e.V.

KD-Bank · BLZ 350 601 90 · Kt.-Nr. 2119 457 010

Internationale Überweisungen:

IBAN DE 15350601902119457010

BIC GENODED1DKD

Kündigungen werden zum Jahresende wirksam